Black.

Leben und Abenteuer eines Schooßkindes.

Von

Alexander Dumas.

Nach dem französischen Manuscripte

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Zweiter Theil.

Peſt, Wien und Leipzig, 1858.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Wo der Verfasser den abgerissenen Faden der Erzählung wieder anknüpft.

Als wir diese lange Abschweifung, die an sich selbst eine ganze Geschichte ist, begannen, hatte Marianne dem Parlamentiren zwischen dem Chevalier und dem schönen schwarzen Jagdhunde in höchst brutaler Weise ein Ende gemacht.

Der arme Dieudonné begab sich triefend und murrend in sein Schlafzimmer. Wäre ihm seine Haushälterin auf der Treppe begegnet, so würde es ihr gewiß schlecht ergangen seyn; aber er fühlte eine eisige Kälte, die ihm durch Mark und Bein drang, er hielt es daher für angemessen, zuvörderst alle Vorkehrungen gegen den Schnupfen zu treffen und dann erst seinem Zorne freien Lauf zu lassen.

Ein loderndes, knisterndes Caminfeuer, wie man es nur in den Provinzen findet, vertrieb sogleich das Frösteln und die üble Laune Dieudonné's, der in der behaglichen Wärme bald seinen Zorn vergaß. Dann dachte er an den armen Jagdhund, der ebenso übel zugerichtet worden war, wie er selbst, und sein langes seidenartiges Haar vermuthlich in der matten Herbstsonne trocknen mußte.

Dieser Gedanke trieb den Chevalier aus dem weichen Armsessel. Dieudonné trat ans Fenster; der Hund saß schlotternd auf der andern Seite der Straße vor dem gegenüberstehenden Gefangenhause, und betrachtete mit tiefer Betrübniß die Hausthür, von welcher er in so schonungsloser Weise fortgetrieben worden war.

In diesem Augenblicke bemerkte der Hund den Chevalier de la Graverie am Fenster; der Kummer des klugen Thieres wurde nun noch deutlicher sichtbar. Das erste Gefühl Dieudonné's war eine Regung des Mitleids, aber seine langjährige Gewohnheit, solche Regungen zu bekämpfen, siegte über diesen Rest seines frühern Temperamentes.

»Er gehe zu seinem Herrn.« sagte der Chevalier laut, als ob er seine eigenen Gedanken beantwortete. »Marianne würde vollkommen Recht haben, wenn sie den Hund und mich nicht so brüderlich gleich behandelt hätte; man müßte ein fürstliches Vermögen haben, wenn man jeden vagabundirenden Hund aufnehmen wollte. Dieser Hund hat sehr viele Fehler: er ist naschhaft und hat folglich den Diebsinstinct; er würde das ganze Haus plündern. Ueberdies will ich kein Thier bei mir haben, ich habe es mir fest vorgenommen und habe es Dumesnil versprochen.«

Der Chevalier warf sich wieder in seinen Armsessel und suchte die Regungen seines Gewissens zu beschwichtigen.

Er begann einzuschlummern. Aber nun ging in dem Geiste des armen Dieudonné etwas Seltsames vor. Noch ehe er völlig eingeschlummert war, glaubte er sich in ganz neue Umgebungen versetzt: die Wände thaten sich auf und verwandelten sich in Gitterwerk, wie ein Vogelkäfig; eine warme balsamische Luft zog durch die Oeffnungen ein, und man sah

den reinen blauen Himmel, und die üppige Tropenvegetation und den unermeßlichen Meeresspiegel.

Der Chevalier de la Graverie fühlte sich im Traum wie durch eine magnetische Gewalt nach Papeite versetzt. Er stand an einem Bett, vor welchem gelbe Wachskerzen brannten. Auf dem Bett lag eine verhüllte menschliche Gestalt. Allmälig wurde das Leichentuch durchsichtig, und der Chevalier erkannte die bleichen, eingesunkenen Züge, die erloschenen Augen, den halb offenen Mund Dumesnil's, und er hörte die Stimme seines Freundes, der deutlich und vernehmlich folgende Worte sprach: »Ich müßte denn die Seelenwanderung dort oben an der Tagesordnung finden; in diesem Falle möchte ich in die Haut eines Hundes fahren —«

Dann ließ sich eine Wolke zwischen dem Chevalier und dem Leichnam des Capitäns nieder, und die Vision verschwand.

Der Chevalier schrie laut auf, als ob er in einen Abgrund stürzte, und erwachte. Als er völlig wach war, fand er, daß er sich an seinem Armsessel festhielt.

»Welch ein abscheulicher Traum!« sagte er, sich den Schweiß von der Stirne wischend. »Armer Dumesnil!«

Dann starrte er eine Weile die Stelle an, wo ihm die Vision erschienen war.

»Er war's wirklich!« stammelte er.

Diese Ueberzeugung schien ihn bewogen zu haben, einen festen Entschluß zu fassen. Er stand auf und ging rasch auf das Fenster zu.

Aber mitten im Zimmer stand er still.

»Nein, es ist doch gar zu dumm!« sagte er; »mein armer Freund ist leider todt, aber solche abgeschmackte Ideen

sollte ich verbannen. — Ich habe mich heute auf dem langen Spazirgange erhitzt, das Sturzbad Mariannens hat mich zu rasch abgekühlt, und der verwünschte Hund hat mich ganz verwirrt gemacht. — Ich will nicht mehr daran denken.«

Der Chevalier trat vor seinen Bücherschrank, und um nicht mehr »daran zu denken,« nemlich an den Capitän Dumesnil und den schwarzen Hund, nahm er aufs Gerathewohl ein Buch, warf sich wieder in einen Armstuhl, stellte seine Füße auf den Feuerbock des Camins, schlug das Buch auf und fand zufällig folgende Zeilen:

»Ueber das von Pythagoras aufgestellte System ist uns kein Lehrsatz geblieben, aber nach den auf uns gekommenen Ueberlieferungen kann man versichern, daß er nur vom Standpunkte der Materie, keineswegs aber vom Standpunkte des dem Menschen inwohnenden Lebensprincips an den Tod glaubte. Dieses Lebensprincip sey unsterblich und könne daher durch den Menschen nicht abgenutzt oder verändert werden; es gehe aber in andere Wesen über: in Wesen gleicher Natur, wenn die Götter ein Leben voll Muth, Redlichkeit und Aufopferung belohnen zu müssen glaubten; in Wesen von niederer Natur, wenn der Mensch während seines Erdenlebens irgend ein zu sühnendes Unrecht begangen habe. So behauptet er, seinen Freund Kleomenes von Thasos acht bis zehn Jahre nach dessen Tode in der Gestalt eines Hundes wieder erkannt zu haben.«

Weiter las der Chevalier nicht; er ließ das Buch fallen, welches seine Gedanken so unmittelbar beantwortet hatte, und trat zögernd ans Fenster.

Der Hund war noch auf seinem Posten, in der gleichen Stellung, und starrte das Fenster an, an welchem Dieudonné

erschienen war. Sobald er den Chevalier wieder erblickte, begann er mit dem Schweif zu wedeln.

Diese Beharrlichkeit des Thieres stand mit den Gedanken des Chevaliers so sehr im Einklange, daß er seine ganze Vernunft aufbieten mußte, um in seinem Zusammentreffen mit dem schwarzen Hunde kein übernatürliches Ereigniß zu erblicken.

So schwankte er eine Weile zwischen der Beschämung über diese abergläubischen Ideen und zwischen der seltsamen Theilnahme für seinen Begleiter. Endlich entschloß er sich zu einem Auskunftsmittel, durch welches er seinem Gefühl Genüge leisten konnte, ohne einen lästigen Gast in sein Haus zu bringen.

Er eilte in die Küche hinunter. Marianne war nicht da.

Der Chevalier freute sich; er hatte wirklich die Thür schließen gehört und hoffte, die Haushälterin sey ausgegangen. Er hatte ihre Vorwürfe gefürchtet. Aber er hatte seinen Entschluß gefaßt, er war »im Harnisch.« Wenn Marianne etwas einwendete, so wollte er die Gelegenheit benützen, um seinen Zorn gegen sie auszulassen und ihr mit hausherrlicher Würde erklären: »Marianne, wir können nicht länger beisammen bleiben!«

Die Wirkung dieser Worte hatte er schon einige Male erprobt: Marianne war immer geschmeidig wie ein Handschuh geworden.

Aber seit einiger Zeit war Marianne zänkischer als je zuvor geworden, und er hatte geglaubt, diese üble Laune sey die Folge von Dienstanträgen, die ihr der Bürgermeister von Chartres gemacht. Es war daher zu fürchten, daß die un-

schätzbare Köchin sein Haus verlassen und bei dem Bürgermeister Dienste nehmen werde.

Der Chevalier hatte wohl die Regungen seines Herzens, aber keineswegs das Bellen seines Magens beschwichtigt. Daher hatte er so sehr gefürchtet, Marianne in der Küche zu finden, und daher war es ihm so leicht ums Herz geworden, als er bemerkte, daß sie nicht da war.

Der Chevalier benützte diese Gelegenheit und trat rasch vor den Speiseschrank.

Der Speiseschrank war verschlossen. Marianne war eine sorgsame Haushälterin.

Er nahm ein Messer und versuchte damit das Schloß zu öffnen. Aber er bedachte was Marianne sagen würde, wenn sie ihn auf der That ertappte. Marianne betrachtete ja die Küche als ihr Eigenthum.

Dieudonné ließ das Messer fallen und sah sich verzweifelnd um.

Unweit der Thür, auf einem hohen Bret bemerkte er ein gebratenes Huhn, von welchem er Morgens nur einen Flügel gegessen hatte. Marianne hatte offenbar die Absicht, diesen leckern Ueberrest zum Diner zu verwenden. Die Phantasie Dieudonné's labte sich an dem saftigen Huhn, welches er als Fricassée, als Marinade, als Bayonnaise oder Mayonnaise — die gelehrten Gastronomen sind über die Schreibart nicht ganz einig — zu erwarten hatte. Er sah daher in der ganzen Küche nach andern Eßwaaren um, welche das gebratene Huhn zu dem beabsichtigten Zwecke ersetzen könnten. Aber er fand nichts.

Er faßte das Huhn bei den Füßen, hielt es vor die

Augen, betrachtete es mit lüsternen Seufzern, und bekämpfte nur mit Mühe die Lust, hineinzubeißen.

Er würde vielleicht der Versuchung nachgegeben haben, wenn nicht das Knarren der Hausthür seiner Unschlüssigkeit ein Ende gemacht hätte.

Der Chevalier ging als Held hervor aus dem Kampfe den sein Herz gegen seinen Magen führte. Er wickelte das gebratene Huhn schnell in seinen Schlafrock und eilte mit einer Behendigkeit, die er seinen fünfundvierzigjährigen Füßen nicht zugetraut hätte, die Treppe hinauf.

Kaum hatte er sein Zimmer betreten, so verriegelte er die Thür und sank in einen Armsessel. — Seine Kräfte waren erschöpft.

Fünf Minuten genügten dem Chevalier, um seine Besinnung wieder zu bekommen. Er stand auf, öffnete entschlossen das Fenster, rief den Hund, der, wie eine Sphinx, noch immer auf derselben Stelle ausgestreckt lag, und warf ihm mit stolzer Geberde das gebratene Huhn zu.

Der Hund fing den Braten im Fluge auf, und statt mit demselben fortzulaufen, wie es der Chevalier erwartete und vielleicht hoffte, nahm er das Huhn mit der Zuversicht des Rechtsbewußtseyns zwischen die Pfoten und begann es mit einer Kraft und Behendigkeit zu zerlegen, welche von der Solidität seiner Kinnladen das glänzendste Zeugniß ablegte.

»Bravo!« rief ihm der Chevalier zu. »Bravo, mein Junge! So ist's recht! — Die Schenkel sind schon verschwunden — jetzt kommt das Gerippe! — Du warst gewiß recht ausgehungert, armes Thier!«

Der Chevalier seufzte tief, denn er dachte an die Seelenwanderung, zugleich kam ihm das Bild des armen Dumesnil

vor die Seele. Der Gedanke, daß der Freund, der in seiner menschlichen Hülle so gut gegen ihn gewesen war, unter einer andern Hülle, zumal hinter der eines Hundes, der ihn vielleicht aufgesucht, vielleicht Hunger gelitten hatte, erpreßte ihm Thränen.

Wer weiß wohin dieser Gedanke den Chevalier geführt haben würde, wenn er Zeit gehabt hätte, ihn zu verfolgen. Aber er wurde durch ein aus dem Erdgeschoß kommendes Wuthgeschrei seinem Idéengange gewaltsam entrissen.

In seiner Stimmung und in dem Bewußtseyn seiner Schuld erkannte er ohne Mühe die Stimme Mariannens.

Er schlug hastig das Fenster zu und eilte an die Thür, um den Riegel vorzuschieben.

Es war wirklich Marianne, welche bei der Entdeckung des Geflügelraubes jammerte, als ob das Haus in Feuer stände.

Der Chevalier hielt es für das Beste, der Gefahr entgegenzugehen, oder sogar den Sturm auf sich zu lenken. Wenn Marianne zufällig in die Hausthür trat und den am Gerippe des Huhnes nagenden Hund sah, so war Alles entdeckt. Wenn der Chevalier sie hingegen nur fünf Minuten mit sich beschäftigte, so hatte der Jagdhund Zeit, das Huhn mit Stumpf und Stiel zu verzehren. Das corpus delicti war dann verschwunden, der Hund würde sich freilich, in der Erwartung eines andern gebratenen Huhnes, die Lefzen lecken, aber er konnte ja nicht ausplaudern, und hätte er sprechen können, so sah er zu klug aus, um dem Hausdrachen seine gastronomischen Beziehungen zu dem Chevalier de la Graverie zu entdecken.

Dieudonné trat also aus seinem Zimmer und rief oben an der Treppe mit gebieterischer Stimme:

»Was gibt's denn, Marianne? Was bedeutet der Lärm?«

»Was der Lärm bedeutet? Wie können Sie so fragen, Herr Chevalier?«

»Diantre!« sagte er, seine ganze hausherrliche Würde zusammennehmend; »ich habe doch wohl das Recht zu wissen, was in meinem Hause vorgeht!«

Diese Worte: »in meinem Hause« betonte er sehr stark.

Marianne fühlte den Stachel.

»In Ihrem Hause?« erwiederte sie. »In Ihrem Hause gehen schöne Dinge vor!«

»Was geht denn vor?« fragte der Chevalier, als ob er es nicht wüßte.

»Es wird in Ihrem Hause gestohlen!« erwiederte Marianne mit starker Betonung.

Der Chevalier hustete und fragte etwas kleinlaut:

»Was wird denn gestohlen?«

»Ihre Speisen werden gestohlen! Und Sie werden doch nicht verlangen, daß ich um vier Uhr Nachmittags noch einmal auf den Markt gehe! Es ist ohnehin nichts mehr zu haben. Und wenn man auch noch etwas Geflügel fände, so wäre es nicht mehr gut; denn es müßte bekanntlich ein paar Tage liegen, ehe es eßbar wird.«

Der Chevalier hätte ihr gern den Rath gegeben, zum Pastetenbäcker zu gehen; aber der Jagdhund war gewiß noch vor der Thür, und der Chevalier wollte ihn nicht in Gefahr bringen, von der Haushälterin mißhandelt zu werden.

»Nun,« antwortete er, »was liegt daran, wenn man auch einmal etwas schlechter speist?«

Diese philosophische Anschauungsweise stand mit den kleinlichen Bemerkungen, die der Chevalier sonst über die Speisen zu machen pflegte, so sehr in Widerspruch, daß sich Marianne erstaunt und mit dem Vorsatze, ihm recht schlechte Speisen aufzutragen, in ihre entweihte Küche zurückbegab.

Andererseits aber glaubte der Chevalier gegen den Hund keine Verpflichtungen mehr zu haben. Ohne wieder ans Fenster zu treten, pflanzte er sich wieder in seinen Lehnstuhl und vegetirte, bis Marianne erschien und höhnisch meldete, daß das Diner aufgetragen sey.

Diese Meldung wurde immer Schlag fünf Uhr gemacht.

Der Chevalier begab sich in sein Speisezimmer und setzte sich an den Tisch.

Marianne brachte mit feierlichem Anstande ein Stück Rindfleisch, einen Teller mit Zuckererbsen und eine Schüssel mit Bohnensalat, mit der Erklärung, daß sie ihm für heute nichts weiter zu bieten habe.

Der arme Chevalier kostete mit dem größten Widerwillen das zähe, faserige Rindfleisch, und begann bald den Zuckererbsen und dem Bohnensalat zuzusprechen. Zum Glück war sein Appetit durch den langen Spazirgang, durch das Sturzbad und die ungewohnte Aufregung sehr gesteigert worden; denn er ließ sich sowohl Erbsen als Bohnen trefflich munden, und als er vom Tische aufstand, erklärte er der erstaunten Marianne, daß er seit langer Zeit nicht so gut gespeist habe.

Nach Tische pflegte der Chevalier in den Club zu gehen. Er würde um keinen Preis der Welt dieser Gewohnheit

untreu geworden seyn: er würde ja sonst sein Whist zu zwei Heller die Marke entbehrt haben!

Er fürchtete nur, daß der Jagdhund durch das gebratene Huhn nicht zum Fortgehen, sondern zum Bleiben bewogen worden sey, und daß er ihn beim Fortgehen vor der Hausthür finden werde. Er beschloß daher durch den Garten zu gehen.

Die Gartenthür führte in eine öde Seitengasse, wo gewiß kein vagabundirender Hund einen Herrn erwarten würde.

Der Chevalier begab sich daher auf Umwegen in den Club, ohne durch eine unangenehme Begegnung belästigt zu werden.

Er blieb bis zehn Uhr am Spieltische.

»Der verwünschte Jagdhund,« dachte er, »ist so hartnäckig und zudringlich, daß er vielleicht noch auf seinem Posten ist. Ich würde es nicht über's Herz bringen können, ihn draußen zu lassen, wenn ich ihn fände; ich will also wieder durch den Garten gehen.«

Der Chevalier machte wieder denselben Umweg durch die Seitengassen. Er beeilte sich, denn es blitzte und in der Ferne hörte man den Donner grollen.

Als er durch den Garten ging, fielen die ersten dicken Regentropfen.

Auf der Treppe fand er Marianne, die den Chevalier, um ihr Unrecht wieder gut zu machen, sehr freundlich und holdselig anredete.

»Es ist gut, Herr Chevalier, daß Sie wieder zu Hause sind.«

»Warum denn?« fragte Dieudonné.

»Warum? Weil es bald ein Wetter geben wird, in welchem man keinen Hund vor die Thür jagt.«

»Hm, hm,« sagte der Chevalier und ging in sein Zimmer.

Er hatte große Lust ans Fenster zu treten, um zu sehen, ob der Hund noch da war; aber er getraute sich nicht. Wie alle schwachen Menschen, wollte er lieber in Zweifel bleiben, als einen Entschluß fassen.

Der Regen schlug prasselnd an die Fensterläden, die Donnerschläge kamen immer näher.

Der Chevalier entkleidete sich schnell, machte seine Nachttoilette, legte sich in's Bett, blies die Kerzen aus und zog die Decke über die Ohren.

Aber das Gewitter war immer noch so heftig, daß er ungeachtet der Vorsichtsmaßregeln den prasselnden Regen und den grollenden Donner hörte.

Plötzlich glaubte er mitten in dem Toben der Elemente laute, jämmerliche Klagetöne zu hören. Es schien das Heulen eines Hundes zu seyn.

Der Chevalier bekam eine Gänsehaut.

Ob der schwarze Jagdhund immer noch da war? Oder war es ein anderer Hund?

Dieses Geheul hatte mit dem frühern freudigen Bellen so wenig gemein, daß der Chevalier wohl an die zufällige Anwesenheit eines andern Hundes glauben konnte.

Dieudonné kroch noch tiefer unter die Bettdecke.

Das Gewitter tobte mit immer zunehmender Heftigkeit. Der Sturm war so stark, daß das Haus zitterte.

Wieder hörte man das klägliche, unheimliche Geheul.

Nun hielt es der Chevalier nicht länger aus. Das Geheul schien ihn mit Gewalt aus dem Bett zu reißen. Er stand auf und wankte, wie von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, auf das Fenster zu. Er zog die Vorhänge auseinander und sah durch die Spalten der Jalousien den armen Jagdhund noch auf derselben Stelle, mitten in dem strömenden Regen, der einen Hund von Granit hätte erweichen können.

Der Chevalier wurde vom tiefsten Mitleid ergriffen. In dieser Beharrlichkeit eines Hundes, der ihn zum ersten Male gesehen, schien etwas Uebernatürliches zu liegen. Er faßte die Fensterstange, um die Jalousien zu öffnen; aber in demselben Augenblicke zuckte ein Blitz mit einem furchtbaren Donnerschlage begleitet durch die Luft, und der Hund lief kläglich heulend davon. Der Chevalier aber, getroffen von einem elektrischen Schlage, der von der eisernen Fensterstange durch seinen ganzen Körper fuhr, wich zurück und sank bewußtlos vor seinem Bett nieder.

II.

Traumbilder.

Als der Chevalier de la Graverie wieder zur Besinnung kam, war das Gewitter vorüber, es war Alles finster und still.

Es dauerte lange, ehe er seine Gedanken sammeln und sich des Geschehenen erinnern konnte. Anfangs konnte er nicht begreifen, wie es kam, daß er im Hemde in einer schon kalten Herbstnacht vor seinem Bett auf dem Teppich lag.

Er war ganz erstarrt, es brauste ihm in den Ohren, wie das ferne Rauschen eines Wasserfalles.

Er richtete sich auf, fühlte umhertastend sein Bett und schwang sich seufzend und mit großer Anstrengung auf seine Matratzenpyramide.

Er fand das Bett noch warm; seine Ohnmacht konnte also nicht lange gedauert haben.

Mit unbeschreiblichem Wohlbehagen kroch er unter die Decke, zog sich, um schneller warm zu werden, wie ein Knäuel zusammen und versuchte einzuschlafen.

Aber nach und nach kam sein Gedächtniß wieder und der Schlaf floh. Der Chevalier erinnerte sich an alle Einzelnheiten, von dem gebratenen Huhn bis zu dem Donnerschlage.

Dann lauschte er, ob die Stille der Nacht nicht mehr durch das Geheul des Hundes unterbrochen wurde.

Alles war ruhig.

Ueberdies hatte er ja in dem Augenblicke, wo er durch den noch in seinem Arme fühlbaren elektrischen Schlag getroffen worden, den Jagdhund davonlaufen sehen. Er war also des zudringlichen Thieres entledigt.

Aber dieses Thier, welches ihm wie sein Schatten gefolgt war, stand ja mit den einzigen ihm theuern Erinnerungen, mit dem Tode seines Freundes Dumesnil, in einem sonderbaren Zusammenhange!

Alles dies war sehr ergreifend für den Chevalier, dessen Leben seit acht bis neun Jahren der spiegelglatten Oberfläche eines Sees ähnlich gewesen war, und sich erst seit gestern in einen reißenden Strom verwandelt zu haben schien.

In diesem Augenblick hörte er den hellen vibrirenden Schlag der Tischuhr. Es konnte halb schlagen oder auch ein Uhr. Der Chevalier konnte aufstehen, eine Kerze anzünden und nach der Uhr sehen. Aber er fürchtete sich wie ein Kind und mochte nicht aufstehen.

Er wartete.

Eine halbe Stunde nachher hörte er wieder einen Schlag. Es war also ein Uhr.

Der Chevalier hatte noch fünf bis sechs Stunden zu warten, ehe es Tag wurde. Er schauderte und Angstschweiß brach ihm aus; er würde gewiß vor Tagesanbruch den Verstand verlieren, wenn es ihm nicht gelang einzuschlafen.

Der Chevalier biß die Zähne aufeinander, ballte die Fäuste und nahm sich fest vor, nicht mehr zu wachen.

Leider hat der Mensch in dieser Beziehung keine Gewalt

über sich selbst. Der Chevalier fand trotz seines festen Entschlusses keinen Schlaf.

Aber statt des Schlafes kamen die Phantasien, die Hirngespinnste, die Träume der Fieberkranken.

Der Chevalier versank in eine Art Erstarrung, die dem Schlaf ähnlich war. Es schien ihm, als ob er und nicht Dumesnil in ein Leichentuch gehüllt auf dem Bette lag; allein man irrte sich, man hielt einen Scheintod für wirklichen Tod, und wollte ihn lebendig begraben.

Dann kam der Todtengräber, der ihn vom Bett forttrug und in den Sarg legte, ohne daß er rufen oder sich beklagen konnte, ohne daß er im Stande war, ein Glied zu rühren. Der Deckel wurde auf den Sarg gelegt, und man fing schon an die Nägel einzuschlagen, aber ein Nagel drang ihm ins Fleisch, und der Chevalier erwachte mit einem lauten Schrei aus seiner Betäubung.

Obschon er wachte, oder wenigstens zu wachen glaubte, blieb er in einer beständigen Sinnentäuschung. Es schien ihm, als ob er plötzlich in eine mit sonderbar geformten Thieren bevölkerte phantastische Welt versetzt würde. Die Bestien sahen ihn grimmig an. Er wollte fliehen, aber bei jedem Schritte, wie vor dem Ritter im Garten der Armida erhoben sich neue Ungethüme, die sich zu der ihn verfolgenden Meute gesellten. Der unglückliche Chevalier strauchelte, fiel, stand wieder auf und lief weiter; aber bald wurde er eingeholt, wie ein müdegehetzter Hirsch, und erwartete den Tod, ohne die mindeste Kraft zum Widerstande zu haben. Aber der erste Biß, den er erhielt, weckte ihn durch den brennenden Schmerz, den er verursachte. Er sagte wieder: Es ist nicht wahr! Ich bin in

meinem Bett, ich habe nichts zu fürchten; es ist ein Traum, ein drückender Alp!

Der Chevalier richtete sich im Bett auf und hielt die Hände auf's Gesicht. Er mochte sich immerhin fest vornehmen, einen Traum nicht im mindesten zu beachten, die Wiederholung dieser heftigen Erschütterungen, die aus der Schlaflosigkeit entstehende Abspannung begannen seinen Geist zu verwirren.

Selbst in dieser sitzenden Stellung vermochte er sich der furchtbaren Schlafsucht nicht zu erwehren, die ihm so phantastische Bilder vorgaukelte, und seine ganze Geisteskraft zu zerrütten drohte. Er ließ eine Hand sinken; aber kaum hing diese Hand hinab, so glaubte er die weiche warme, liebkosende Zunge eines Hundes zu fühlen; allein nach und nach wurde diese Zunge kälter, bis sie endlich so kalt und starr wie ein Eiszapfen war.

Der Chevalier schlug ein Auge auf, oder glaubte es wenigstens; er war in diesem Augenblicke so wenig Herr seines freien Willens, daß er nicht sagen konnte: Dies ist Traum und dies ist Wirklichkeit. Er zitterte am ganzen Körper, als er den schwarzen Jagdhund vor seinem Bett sitzen sah. Das lange seidenartige Haar des Thieres schimmerte in der Nacht mit einer Art Phosphorescenz, welche das Zimmer ringsum erleuchtete. Er sah die Augen des Thieres, die mit traurigem, fast menschlichem Ausdruck auf ihn gerichtet waren.

Mit demselben wehmüthigen Ausdruck hatte ihn der sterbende Dumesnil angesehen.

Der Chevalier vermochte es nicht länger auszuhalten. Er sprang aus dem Bett und tappte zum Camin, um Licht zu machen.

Als das Licht brannte, sah sich der Chevalier mit unbeschreiblicher Angst im Zimmer um.

Er war allein unter den gewohnten Gegenständen.

Er trat wieder ans Fenster und zog den Vorhang zur Seite: auf der Straße war Niemand zu sehen.

Er sank in einen Lehnstuhl und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Da ihn wieder fror, so legte er sich ins Bett, ließ aber das Licht brennen.

Das Licht mochte wohl die Gespenster verscheuchen, denn der Chevalier sah nichts mehr, obschon er ein so heftiges Fieber hatte, daß er die Pulse in seinen Schläfen hörte.

Sobald der Tag anbrach, läutete er, um Feuer machen zu lassen.

Aber Marianne, die sonst erst um halb neun zu kommen pflegte, kümmerte sich nicht um den ungewöhnlichen Glockenruf; sie dachte vermuthlich, ein Kobold, ein Störenfried habe die Glocke gezogen, um ihr einen Schabernack anzuthun.

Der Chevalier stand auf, öffnete die Thür und rief.

Marianne blieb für seinen Befehl ebenso taub wie für das Glockenzeichen. Der Chevalier mußte sich daher bequemen, seinen Schlafrock anzuziehen und selbst Feuer zu machen.

Als er diese Arbeit verrichtet und sich überzeugt hatte, daß der Hund wirklich verschwunden war, zog er wieder die Glocke.

Inzwischen hatte die Stunde geschlagen, wo Marianne aus den Federn zu kriechen pflegte. Sie erschien mit allen zum Feuermachen nöthigen Geräthen und Ingredienzien.

Das Feuer brannte bereits, und der Chevalier wärmte sich.

Marianne blieb starr und staunend in der Thür stehen.

»Mein Frühstück!« sagte der Chevalier.

Marianne trat ganz verblüfft einen Schritt zurück: noch nie war ihr Herr vor neun Uhr aufgestanden, und noch nie hatte er vor zehn Uhr sein Frühstück verlangt!

Es war erst halb neun, und der Chevalier war schon auf, wärmte sich am selbst angezündeten Caminfeuer und verlangte sein Frühstück!

Ueberdies war er leichenblaß.

»Mein Gott!« fragte sie, »was ist denn hier geschehen?«

Der Chevalier würde es ihr wohl erzählt haben, wenn er sich nicht gefürchtet hätte.

»Wahrhaftig,« sagte er, der Antwort ausweichend, »man könnte hier sterben, ohne Hilfe zu bekommen! Ich habe gerufen, geläutet; aber vergebens, es war, als ob ich allein im Hause gewesen wäre!«

»Wenn man sich den ganzen Tag überarbeitet hat, wie ich, Herr Chevalier, so schläft man gern recht aus.«

»Gestern haben Sie sich gewiß nicht überarbeitet,« erwiederte der Chevalier etwas gereizt. »Doch wir wollen nicht mehr davon reden; ich will frühstücken!«

»Mein Himmel! jetzt schon frühstücken? Ist es denn schon die Zeit?«

»Es ist die Zeit, da ich gestern schlecht gespeist habe —«

»Sie müssen schon warten, bis ich vom Markte komme; es ist gar nichts im Hause.«

»Nun, so gehen Sie — aber halten Sie sich nicht auf.«

Marianne wollte Einwendungen machen.

»Diantre!« eiferte der Chevalier, und schlug mit der Zange ins Feuer, daß die Funken stoben.

Marianne, die den harmlosen Fluch erst zweimal aus seinem Munde gehört hatte, ging eilends fort und trabte auf den Markt.

Gegen seine Gewohnheit aß der Chevalier rasch und machte keine seiner herkömmlichen Bemerkungen, die durch die Erinnerung an den auf Reisen genommenen trefflichen Kaffeh hervorgerufen wurden. Chartres bildet sich freilich ein, unter allen Städten Frankreichs das Kaffehbrennen am besten zu verstehen, aber Dieudonné behauptete, dieser Kaffeh sey nur Cichorienwasser im Vergleich mit dem braunen Nektar, den man in Amerika trinke.

In dem Leben des Hagestolzen war Alles so geregelt und abgemessen, daß Marianne ihren Augen und Ohren nicht trauen mochte.

Der Briefträger brachte die Zeitung.

Marianne, die jetzt wieder zur Versöhnung geneigt war, brachte sie sogleich ihrem Herrn. Aber dieser, statt sie, wie sonst, vom Titel bis zum Namen des Druckers gewissenhaft zu lesen, warf nur einen flüchtigen Blick auf das Zeitungblatt, legte es aus der Hand und ging wieder in sein Schlafzimmer.

»Wahrhaftig,« sagte Marianne, indem sie das Geschirr forttrug, »ich erkenne den Herrn Chevalier nicht mehr; er hat keine Ruhe, als ob er Quecksilber im Leibe hätte. Die Spiegeleier und Cöteletten hat er gar nicht angerührt! —

Mein Gott!« setzte sie mit aufgehobenen Händen hinzu, »sollte er verliebt seyn?«

Aber nach kurzem Besinnen lachte sie selbst über eine so ungereimte Vermuthung.

»Nein, nein, es ist nicht möglich. — Aber was in aller Welt mag er in seinem Zimmer treiben? Ich will doch sehen —«

Marianne schlich auf den Fußspitzen durch den Salon und sah durch das Schlüsselloch in das Schlafzimmer.

Sie bemerkte ihren Herrn, der ungeachtet des kalten Herbstmorgens am offenen Fenster stand und aufmerksam auf die Straße hinunterschaute.

»Er scheint aber doch auf Jemand zu warten,« sagte Marianne; »ach, mein Gott, eine Frau im Hause — das fehlte noch! Ich würde ihm lieber den Hund von gestern erlauben.«

Aber der Chevalier de la Graverie fand wahrscheinlich nicht auf der Straße was er suchte, denn er schloß das Fenster, und während Marianne, sich in Muthmaßungen erschöpfend, wieder in das Speisezimmer ging, schritt er mit verschränkten Armen und finstern Blicken im Zimmer auf und ab.

Dann schien er plötzlich einen Entschluß zu fassen, denn er warf seinen Schlafrock ab und zog einen Aermel seines Fracks an. Dabei warf er einen Blick auf die Tischuhr.

Es war halb eilf.

Er begann nun wieder mit halbangezogenem Rock seine Zimmerpromenade.

Wenn ihn Marianne so gesehen hätte, so würde sie nicht länger an eine geheime Liebe ihres Herrn geglaubt, sie

würde geglaubt haben, der Chevalier habe den Verstand verloren!

Was würde sie erst gesagt haben, wenn sie den Chevalier gesehen hätte, wie er, ohne den andern Aermel anzuziehen, sein Zimmer verließ und in den Garten ging?

Erst in der kühlen Herbstluft bemerkte er seine Zerstreuung und zog den andern Aermel an.

Was er im Garten wollte? Marianne würde es eben so wenig begriffen haben wie das Uebrige.

Der Chevalier ging suchend hin und her, blieb vorzugsweise in den Winkeln stehen und maß mit seinem Stocke bald einen bald zwei Metres ab. Dabei führte er ein abgebrochenes sonderbares Selbstgespräch.

»Hier — nein, da — da wird er einen guten Platz haben. Ich lasse heute noch den Maurer kommen. Eine Hütte aus Ziegeln oder Steinen wird aber sehr feucht seyn; ich halte eine hölzerne Hütte für besser. — Ich will nicht zum Maurer sondern zum Zimmermann schicken.«

Die Gedanken Dieudonné's waren offenbar mit andern Dingen beschäftigt. Aber mit welchen Dingen? Die Lösung dieses für Marianne sehr dunkeln Räthsels wird dem Leser gewiß leicht seyn.

Der Chevalier war entschlossen, dem schwarzen Jagdhund ein Asyl zu bieten, und suchte einen Ort, wo er ihn am passendsten unterbringen könnte.

Die Selbstverläugnung, mit welcher der Chevalier das gebratene Huhn geopfert und seine Reue über die schlechte Behandlung Mariannens beschwichtigt hatte, war seit den verhängnißvollen Traumbildern, die ihm vorgeschwebt, nicht mehr genügend: das Gaukelspiel seiner Phantasie überführte ihn

des schwärzesten Undanks gegen ein Thier, welches ihm so deutliche Beweise von Anhänglichkeit gegeben hatte.

Der Chevalier war freilich seit Sonnenaufgang nicht mehr in derselben angstvollen Spannung, die Traumbilder der Nacht waren im Tageslichte zerronnen; die Seelenwanderung war ein System, das nur in dem Gehirn des Pythagoras existirt hatte, die Vernunft und die religiösen Grundsätze des Chevaliers brachen darüber den Stab.

Aber trotz der Berechnungen seiner Vernunft, trotz der Regungen seines Gewissens zweifelte er, und der Zweifel wirkt vernichtend auf schwache Geister.

Der Chevalier würde betheuert haben, es sey höchst ungereimt zu vermuthen, daß der Geist, der den Körper des schwarzen Hundes belebte, zu der Seele seines verstorbenen Freundes in der entferntesten Beziehung stehen könne; aber wie sehr er sich auch gegen jenen heidnischen Aberglauben sträubte, so vermochte er doch seine tiefe Zuneigung für den Hund nicht zu bemeistern.

Er dachte an das arme Thier, welches zwölf Stunden lang in Wind und Wetter gezittert, nach Tagesanbruch von Straßenjungen verfolgt, sein Futter in Gassen suchen mußte, und vielleicht in Gefahr kam, für toll gehalten und todtgeschlagen zu werden.

Kurz, der Chevalier de la Graverie, der noch vor zwei Tagen alle Hunde der Welt für ein Stück Pastete gegeben haben würde, dachte mit gepreßtem Herzen und thränenfeuchten Augen an das Mißgeschick des armen Jagdhundes; er war entschlossen, sich seiner anzunehmen, und wie wir gesehen, maß er schon den Platz aus, wo das Haus seines künftigen Tischgenossen gebaut werden sollte.

Der Chevalier hatte einen schweren, innern Kampf bestanden, ehe er diesen Entschluß faßte. Von Zeit zu Zeit besann er sich noch; aber je mehr er sich über seine Schwäche ärgerte, desto eifriger kämpfte er gegen seine Phantasie; je unruhiger seine Phantasie wurde, desto weniger vermochte er seine Schwäche zu besiegen. Kurz, der Hund beschäftigte ihn unablässig, obschon er von übernatürlichen Beziehungen zwischen dem Hunde und der Erinnerung an den armen Dumesnil nichts wissen wollte. Er dachte an den Hund nur noch wie an ein untergeordnetes Wesen der Schöpfung, aber er dachte doch unablässig an ihn.

Es war in der That kein gewöhnlicher Hund. Der Chevalier hatte sich in dem kurzen Verkehr mit ihm von seinen eben so seltenen als schätzbaren Eigenschaften überzeugt. Vergebens verschanzte sich der aus Grundsatz selbstsüchtige Dieudonné hinter seinen frühern Vorsätzen; vergebens dachte er, daß er sich fest vorgenommen, keinem zweifüßigen, keinem vierfüßigen oder gefiederten Wesen hiernieden sein Herz zu öffnen, vergebens dachte er an die vielerlei Beschwerden, welche diese unwiderstehliche Zuneigung zu dem schönen klugen Thiere im Gefolge haben müsse — wir haben gesehen, wie weit es bereits mit dem Chevalier gekommen war.

Dieudonné wollte den Jagdhund weder im Stall noch in sonst einem bereits vorhandenen Gebäude unterbringen; er wählte den besten Platz im Garten, um ihm eine Hütte bauen zu lassen!

Zu seiner Entschuldigung sagte er: »Im Grunde ist er doch nur ein Hund! Ich habe jedem freundschaftlichen Verhältnisse zu meinen Mitmenschen entsagt, warum sollte ich einem Thiere meine Zuneigung nicht schenken? — Und wenn

ich einmal gethan habe, was ich ihm schuldig zu seyn glaube, so mag er sich verlieren oder sterben, was kümmert's mich? Wenn mir, was ich nicht glaube, ein Hund unentbehrlich geworden ist, so kann ich ihm ja einen Nachfolger geben. Ist es denn ein Bruch meines Versprechens, wenn ich in mein einförmiges Leben eine harmlose Zerstreuung zu bringen suche? Ich habe der Welt entsagt, aber ich will mich nicht zu einer Knechtschaft verurtheilen, die hundertmal schlimmer ist, als die Knechtschaft der Galeerensträflinge. — Nein, das will ich nicht! Tausendsapperment!«

Nach diesem Fluche, der von seiner erbitterten Stimmung Zeugniß gab, warf sich der Chevalier in die Brust, als ob er sehen wollte, ob sich Jemand erlauben würde, einer entgegengesetzten Ansicht zu seyn.

Niemand hatte etwas dagegen einzuwenden. Der Chevalier betrachtete daher die Sache als unwiderruflich beschlossen.

Um indeß seinen Plan in Ausführung zu bringen, fehlte ihm der Hauptgegenstand: der Hund, der über den Donnerschlag erschrocken, heulend davongelaufen war.

Der Chevalier beschloß daher seinen gewohnten Spazirgang zu machen. Er wollte sich gar keine Mühe geben, den Jagdhund zu suchen; aber wenn er ihm zufällig begegnete, wollte er ihn willkommen heißen.

Als der Chevalier diesen guten Entschluß eben gefaßt hatte, schlug's zwölf auf der Cathedrale.

Der Chevalier ging freilich nie vor ein Uhr aus, allein in Berücksichtigung der Umstände beschloß er seinen Spazirgang um sechzig Minuten früher zu beginnen.

Er begab sich wieder in sein Zimmer und nahm seinen Hut. Den Stock hatte er schon; er hatte ihn ja zum Ausmessen des für die Hundehütte bestimmten Raumes gebraucht. Die Tasche füllte er mit Zuckerstücken und steckte sogar eine Tafel Chocolade dazu, falls der Zucker keine genügende Lockspeise wäre. So ging er fort, nicht gerade um den Hund zu suchen, wohl aber in der Erwartung, ihm zufällig zu begegnen.

Als der Chevalier an die Reitercaserne kam, setzte er sich auf die Bank, von der man die großen Höfe übersehen konnte.

Es versteht sich, daß ihm Marianne mit großem Erstaunen nachgeschaut hatte. Es war ja das allererste Mal seit fünf Jahren, daß der Chevalier vor ein Uhr ausging.

Die Zeit des Pferdeputzens war noch nicht gekommen. Die Casernenhöfe waren öde und leer, und nur von Zeit zu Zeit sah man einen Soldaten aus einem Gebäude in das andere gehen.

Alles dies war dem Chevalier de la Graverie in seiner dermaligen Stimmung ganz gleichgiltig; er schaute nicht in die Casernenhöfe hinunter, sondern sah sich auf der Promenade um. Der Zwiespalt in seinem Innern dauerte noch fort; allein von Zeit zu Zeit war der Wunsch, das schöne kluge Thier zu besitzen, stärker als die Furcht vor den Unannehmlichkeiten, die mit dem Besitze eines Hundes verbunden sind.

Er stand auf und stieg auf die Bank, um weiter sehen zu können.

Der Gesichtskreis war ungeachtet dieses höhern Standpunktes immer noch zu beschränkt, der Chevalier warf for-

schende, sehnsüchtige Blicke auf die Umgebungen der Wallpromenade.

Er blieb vier lange Stunden auf der Bank, und er mochte immerhin schauen, wie »Schwester Anne,« er sah nichts kommen. Je mehr die Zeit verstrich, desto mehr fürchtete er, daß der Hund nicht wieder erscheinen werde. Der schöne Jagdhund war gewiß nur durch Zufall, und nicht durch tägliche Gewohnheit an diesen Ort geführt worden, der Chevalier, der doch täglich hierher kam, hatte ihn ja nie gesehen.

Nach vierstündigem Warten war der Chavalier fest entschlossen, den Hund mitzunehmen, falls er erschien; ja er hatte sogar schon sein Schnupftuch zusammengerollt, um es ihm um den Hals zu knüpfen, falls er nicht freiwillig, wie gestern, folgen wollte.

Doch es war vergebens. Der Chevalier hörte fünf schlagen, ohne den schönen schwarzen Jagdhund, oder auch nur einen gemeinen Köther, den er in der Ferne für seinen Liebling hätte halten können, gesehen zu haben.

Der Chevalier entschloß sich noch eine halbe Stunde zu warten; was Marianne dazu sagen, was sie davon denken würde, war ihm für den Augenblick ganz gleichgiltig. Es war freilich unerhört, daß er nicht, wie sonst, schlag vier Uhr nach Hause kam, sondern bis gegen sechs Uhr ausblieb!

Um halb sechs Uhr war die Wallpromenade ganz verödet. Dieudonné dachte nun zum ersten Male an sein Diner, das seit fünf Uhr wartete. Die Speisen mußten entweder kalt geworden oder verbrannt seyn. Er ging daher sehr verdrießlich nach Hause.

An der Straßenecke sah er Marianne, die ihn in der Hausthür erwartete. Sie hatte einigen Nachbarinnen bereits versprochen, ihrem Herrn tüchtig den Text zu lesen. Aber als sie eben den Mund aufthun wollte, fragte der Chevalier gebieterisch:

»Was machen Sie hier?«

»Sie sehen's ja, Herr Chevalier,« antwortete sie ganz verblüfft, »ich erwarte Sie.«

»Eine Köchin gehört nicht in die Hausthür,« entgegnete der Chevalier, »sondern in die Küche, um auf ihre Töpfe zu achten. Nehmen Sie sich in Acht!« setzte er hinzu, als er den aus dem Laboratorium kommenden Geruch witterte; »unterstehen Sie sich nicht, mir verbrannte Speisen zu bringen! Das Frühstück war heute unter aller Canaille!«

»Es scheint wirklich,« sagte Marianne kleinlaut, als sie wieder in der Küche war, »es scheint wirklich, daß ich mich geirrt, und daß er's bemerkt hatte. Verliebt ist er nicht, das ist gewiß; ich möchte nur wissen was ihm im Kopfe steckt!«

III.

Wo Marianne ermittelt was dem Chevalier im Kopfe steckt.

Der Chevalier setzte sich an den Tisch, aß hastig, fand alle Speisen schlecht, zankte mit der Haushälterin, ging Abends nicht aus und hatte eine fast eben so schlechte Nacht wie die vorige.

Der anbrechende Tag fand ihn erschöpft, fieberhaft aufgeregt. Die Qualen seiner Phantasie waren kaum mehr erträglich; der gestrige noch etwas schwankende Wunsch, den schönen schwarzen Jagdhund zu besitzen, war zum festen Vorsatze geworden, ihn um jeden Preis wiederzufinden und in sein Haus aufzunehmen.

Wie Wilhelm von der Normandie, wollte der Chevalier de la Graverie seine Schiffe verbrennen. Er ließ den Tischler kommen, und ohne sich um Mariannens Staunen und Händeringen zu kümmern, bestellte er eine schöne, comfortable Hütte für seinen künftigen Tischgenossen; dann entfernte er sich unter dem Vorwande, eine Kette und ein Halsband zu kaufen, in der Wirklichkeit aber, um dem Zufalle, der ihm den ersehnten Hund zuführen sollte, auf halbem Wege entgegenzukommen.

Aber dieses Mal beschränkte er sich nicht, wie gestern, auf müßiges Warten; ohne sich um die bösen Zungen zu küm-

mern, zog er genaue Erkundigungen ein, ließ einen Aufruf in die beiden Zeitungen des Departements einrücken und Zettel an alle Straßenecken kleben.

Alles war vergebens. Der Hund war erschienen und verschwunden, wie ein Meteor. Niemand konnte die mindeste Auskunft über ihn geben.

In einigen Tagen war Dieudonné abgemagert wie ein Stock und gelb geworden wie eine Quitte; er hatte keinen Appetit mehr, und wenn er aß, so verrichtete er nur ein maschinenmäßiges Geschäft; er hielt Ortolanen für Lerchen, und verwechselte sogar Karpfenmilch mit Blancmanger. Er schlief nicht mehr, oder wenn er einschlummerte, sah er die wie Carfunkel leuchtenden Augen des schwarzen Jagdhundes in einer Ecke des Zimmers glänzen. Dann fühlte er sich freudig erregt: der Hund war wiedergefunden und er rief ihn. Der Hund kam nun kriechend und ihn immerfort ansehend, auf ihn zu. Von diesem Traumgesicht überwältigt, sank der Chevalier seufzend auf sein Bett zurück. Der Hund begann ihm mit eisigkalter Zunge die Hand zu lecken, stieg langsam auf das Bett und setzte sich endlich mit hängender blutrother Zunge und glühenden Augen auf die Brust des Schläfers. Und dieses Alpdrücken das nur einige Secunden dauerte, war für ihn ein endlos langes Leiden.

Der Chevalier erwachte abgemattet und in Schweiß gebadet.

Diese physischen Veränderungen blieben natürlich nicht ohne Einfluß auf sein Gemüth. Bald war er schweigsam und mürrisch, wie ein Fakir, der in die Beschauung seines Nabels vertieft ist, bald war er reizbar und auffahrend wie ein an Magenbeschwerden leidender Patient. Marianne erklärte allen

Nachbarinnen, die Geschichte von dem Hunde sey nur ein Vorwand, ihr Herr laborire an einer heftigen Leidenschaft, und sie könne es bei ihrer bekannten Sanftmuth nicht länger aushalten.

Um die von dem Tischler angefertigte Hütte, so wie die Kette und das Halsband zu benutzen, erklärte der Chevalier, einen Hund kaufen zu wollen.

Diese Erklärung war eine willkommene Nachricht für Jedermann, der einen Hund zu verkaufen hatte. Man führte ihm die Hunde dutzendweise zu: Spitze, Möpse, türkische Hunde, King Charles, Neufoundländer und Bernhardinerhunde. Aber der Chevalier konnte sich zu keiner Wahl entschließen. Der Hund seines Herzens war ja der schöne schwarze Jagdhund mit dem langen, glänzenden, seidenartigen Haar, dem weißen Streifen auf der Brust, der röthlichen Schnauze und den klugen, ausdrucksvollen Augen.

Er hatte immer einen Grund, die ihm angepriesenen Thiere zurückzuweisen. War's ein King Charles, so verlangte er eine Hündin dazu, um die Race fortzupflanzen, und die Hündin war natürlich nicht aufzufinden. War's ein Bulldog, so fand er ihn zu bissig und zu schmutzig. An den Windspielen tadelte er das dumme Gesicht, an den Pudeln, daß sie mit allen Leuten freundlich wären, und nachdem er das Contingent der disponiblen Hunde in der Stadt gemustert hatte, dachte er mit Erstaunen an den himmelweiten Unterschied zwischen dem wundervollen schwarzen Jagdhunde und dem übrigen großen Haufen.

Durch alle diese ungewohnten Ereignisse war die Ruhe im Hause des Chevaliers de la Graverie seit zehn Tagen unterbrochen worden.

Es war Sonntag. Die Herbstsonne schien freundlich durch die entlaubten Baumzweige und vergoldete die alten grauen Stadtmauern. Die ganze Bevölkerung von Chartres erschien auf der Wallpromenade, um das schöne Wetter vielleicht zum letzten Male vor Einbruch des Winters zu genießen. Die Bürgersfrauen stolzirten am Arme ihrer Männer, um ihre seidenen Kleider zur Schau auszustellen. Die mit bunten Bändern geschmückten Grisetten plauderten und lachten. Die Landmädchen mit ihren glatten Hauben, kurzen Taillen und rothen Halstüchern gingen mehr erstaunt als heiter in schnurgeraden Reihen, wie Grenadiere, und versperrten den Spazirgängern von Zeit zu Zeit den Weg. Mitten unter der bunten Menge sah man Dragoner, die unter dem linken Arm den Säbel trugen und mit der rechten Hand den Schnurbart drehten.

Auch der Chevalier de la Graverie fehlte nicht; er war theils aus Langweile, theils aus Gewohnheit auf der Wallpromenade erschienen, denn er hatte alle Hoffnung verloren, den Liebling seines Herzens wiederzufinden. Er war nicht mehr der behäbige, stillvergnügte Spazirgänger, den wir im ersten Capitel dieser Geschichte kennen gelernt haben; er wurde noch immer von seinem Traumgesicht heimgesucht, von seinem Alp gedrückt, und wie jedes von einem stillen Kummer geplagte Menschenkind wurde er noch mehr verstimmt durch die allgemeine Heiterkeit, die ihm eine Verhöhnung seines Schmerzes zu seyn schien. Sogar der Sonne konnte er ihren Glanz nicht verzeihen. Das Gedränge war ihm höchst lästig und er theilte rechts und links Rippenstöße aus, als ob er sagen wollte: Gehet doch nach Hause, ihr albernen Menschen, ihr laßt mir nicht den nöthigen Raum, gemächlich zu spaziren.

Als seine Verstimmung den höchsten Grad erreicht hatte, beschloß er den Rath zu befolgen, den er Andern gegeben und nach Hause zu gehen. Plötzlich schrie er laut auf, so daß er die Aufmerksamkeit der ihn umgebenden Spazirgänger erregte.

Der Chevalier war blaß, er starrte auf einen Punkt, und in derselben Richtung streckte er die Arme aus.

Er sah in einer Entfernung von hundert Schritten einen schwarzen Jagdhund, der dem gesuchten so ähnlich war wie ein Ei dem andern.

Der Chevalier wollte rasch fortgehen, um ihn einzuholen, aber das Gedränge war gerade an dieser Stelle so dicht, daß es keineswegs leicht war, seinen Vorsatz auszuführen.

Die geputzten Damen warfen zornige Blicke auf den kleinen Mann, der die Harmonie ihrer Toilette störte; die Grisetten warfen mit spöttischen Bemerkungen um sich, und einige von ihm gestoßene Offiziere standen still und riefen ihm drohend zu, er möge sich in Acht nehmen.

Aber der Chevalier kümmerte sich nicht im mindesten um alle diese Spöttereien und Drohungen; er bahnte sich seinen Weg, und ließ, wie ein schnell segelndes Schiff, eine schäumende, brausende Spur zurück.

Zum Unglück kam der Hund, der wie eine Schlange zwischen den Spazirenden hindurchschlüpfte, ebenfalls weiter vorwärts, und es schien fast, als ob der Vortheil in dieser Steeple-Chase nicht auf der Seite des Chevaliers bleiben würde. Endlich lief er etwa dreißig Schritte in der Seitenallee fort und holte so den Hund ein.

Es war wirklich der schöne schwarze Jagdhund, der auf den Chevalier de la Graverie einen so tiefen Eindruck ge-

macht hatte; er war es wirklich mit seinen langen herabhängenden Ohren, mit seinem glänzenden, seidenartigen Haar, mit seinem fahnenähnlichen Schweif.

Als nun gar der Hund den Chevalier erkannte und auf ihn zueilte und ihn mit Liebkosungen überhäufte, war kein Zweifel mehr möglich.

Aber gleich darauf sah sich ein von dem Chevalier unbeachtet gebliebenes junges Mädchen um und rief: »Black!«

Der Jagdhund machte einen Sprung, und ohne den ebenfalls rufenden Chevalier anzuhören, eilte er zu dem jungen Mädchen zurück.

»Black! Black!« rief Dieudonné, aber vergebens, der Hund kam nicht.

Der Chevalier stand zornig still und stampfte mit dem Fuße. Der sonst so gutmüthige, harmlose Mann schien auf einmal einen grimmigen Haß gegen das junge Mädchen zu fühlen.

Aber ungeachtet dieses Verdrusses fühlte er eine lebhafte Freude: er hatte ja die Gewißheit, daß sein Liebling am Leben war, daß er nicht, wie Fausts Pudel, ein gespenstischer Hund war. Außerdem wußte er jetzt seinen Namen: er hieß Black.

Dem Chevalier war etwa so zu Muthe wie einem Liebenden, der zum ersten Male den Namen der Geliebten hört.

»Black! Lieber Black!« wiederholte er.

Doch dabei ließ er's nicht bewenden. Nachdem er, um seinen Phönix wiederzufinden, fast das ganze Hundecontingent gemustert hattte, ließ er natürlich die Gelegenheit, in seinen Besitz zu kommen, nicht unbenützt vorübergehen: er war fest entschlossen, die junge Besitzerin Black's nicht durch

Geltendmachung seiner persönlichen Vorzüge, sondern durch die Höhe des Preises, den er bieten wollte, zu verführen.

Dieser große Entschluß scheiterte freilich an gewissen Rücksichten, die der Chevalier de la Graverie nehmen zu müssen meinte: er fürchtete nichts mehr, als sich lächerlich zu machen. Er konnte sich daher nicht entschließen, die Unterhandlungen auf einem öffentlichen Spaziergange anzuknüpfen. Er hielt es für das Beste, das junge Mädchen bis zu ihrer Wohnung zu verfolgen und daselbst, fern von den Ohren und Blicken der Neugierigen, den wichtigen Antrag zu machen.

Leider hatte der arme Chevalier nie im Leben das Gewerbe eines Verführers getrieben; er kannte daher die kleinen Kunstgriffe nicht, die man anwenden muß, um eine junge Dame zu verfolgen, ohne Aufsehen zu machen.

Um sich dem Gegenstand seiner Wünsche zu nähern, fand er's daher ganz natürlich, zu laufen, bis er nur noch zehn Schritte entfernt war. Dann folgte er dem jungen Mädchen auf dem Fuße.

Wer dieses Manöver sah, konnte ohne großen Scharfsinn die Absicht des Männleins errathen, und alle Spazirgänger gaben diesem auffallenden Treiben eine Deutung, die dem Rufe Dieudonné's keineswegs günstig war.

Man hörte allerlei spöttische Bemerkungen in den nahen Gruppen.

»Sehen Sie wohl den alten Lüstling de la Graverie, der am hellen Tage ein Mädchen verfolgt? Es ist wirklich unerhört!«

»He! he! Die Kleine ist gewiß sehr hübsch?«

Der arme Chevalier wußte es nicht.

»Ich gestehe,« fuhr die Dame fort, »daß ich von einem Menschen, der sein ganzes Vermögen durch die Kehle jagt, immer eine schlechte Meinung gehabt habe.«

»Nach einem solchen Scandal,«-erwiederte dei Andere, »wird man ihm den Zutritt versagen müssen. — Sehen Sie nur, wie ihm die Augen zum Kopf heraussteheu. Jetzt thut er sogar dem Hunde schön, um die Gunst des Mädchens zu erwerben.«

Ohne von dem Unwillen, den sein Benehmen hervorrief, eine Ahnung zu haben, folgte der Chevalier dem schwarzen Jagdhunde auf dem Fuße.

Die Herrin des Hundes, welche der Chevalier nicht im mindesten beachtet hatte, war ein Mädchen von sechzehn bis siebzehn Jahren, zart und schlank, aber sehr schön. Ihr Gesicht hatte die eigenthümliche matte Bläße der Brünetten; ihre schwarzen Augen erhielten durch die langen Wimpern einen schwermüthigen Ausdruck, und ihr üppiges dunkelblondes Haar quoll unter dem Strohhütchen hervor.

Ihr Anzug war sehr einfach, fast ärmlich: das Merinokleid war sauber, hatte aber keineswegs den Glanz des Sonntagsstaates, in welchem sich Mädchen des Standes, dem sie anzugehören schien, zu zeigen pflegen. Man sah, daß sie in diesem Kleide gearbeitet hatte, und kam auf die Vermuthung, daß sie kein anderes habe.

Endlich bemerkte sie ebenfalls, daß der ältliche Herr sie verfolgte. Sie ging rascher, um ihm zu entkommen; aber als sie an eine der Barrieren kam, welche den Reitern und Fuhrwerken die Promenade versperren, mußte sie stillstehen, um die vor ihr gehenden Personen durchzulassen. Sie befand sich nun neben dem Chevalier, der diese Gelegenheit benutzte, nicht

um Bekanntschaft mit ihr zu machen, sondern um mit dem Jagdhunde die Bekanntschaft zu erneuern.

Zum zweiten Male rief sie den Hund. Aber sie vermuthete, wie Jedermann, daß der Chevalier den Hund nur als Vorwand benutzte, um sich ihr zu nähern; sie zog daher eine Schnur aus der Tasche, knüpfte sie in das Halsband des Hundes, und ging weiter, ohne sich umzusehen.

Aber wie sehr der Chevalier auch mit dem Hunde beschäftigt war, so konnte er doch nicht umhin, einen Blick auf die junge schöne Herrin desselben zu werfen.

Ein Schrei des Erstaunens entschlüpfte ihm: das Mädmen hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit Mathilden.

Während er staunend und sprachlos stillstand, ging das Mädchen etwa dreißig Schritte fort.

Diese Aehnlichkeit mit Mathilden war für den Chevalier de la Graverie ein neuer Beweggrund der Eigenthümerin des Hundes nachzueilen. Aber die Furcht gab ihr Flügel, und mit jeder Minute gewann sie einen Vorsprung in den engen, winkeligen Gassen der Vorstadt. Sie war leichtfüßig wie Atalante.

Der Chevalier eilte ihr keuchend nach. Seine Kräfte waren fast erschöpft. Endlich nahm er zu einer andern Taktik seine Zuflucht und rief ihr nach:

»Mademoiselle, ich bitte Sie um Alles in der Welt, stehen Sie still! Ich kann nicht mehr!«

Aber sie gab den Bitten ihres vermeinten Verfolgers kein Gehör, sie ging sogar noch rascher.

Der Chevalier glaubte, sie hätte ihn nicht gehört. Er hielt beide Hände an den Mund und schöpfte tief Athem, um noch lauter zu rufen; aber das spöttische Lächeln, das er auf

einigen Gesichtern bemerkte, bewog ihn seinen Vorsatz aufzugeben.

Er lief weiter. Aber die Entfernung zwischen ihm und dem jungen Mädchen war während der Pause, die er gemacht, größer geworden, und er würde sie ganz aus dem Gesicht verloren haben, wenn er sich nicht zwei Punkte gemerkt hätte: das schottische Band am Strohhute und den schwarzen Jagdhund.

Endlich verschwanden auch diese zwei Punkte. Der Chevalier stand still. Er wußte nicht, welchen Weg das junge Mädchen genommen hatte.

Nach kurzem Besinnen verließ er die Vorstadt und ging durch das gewölbte Stadtthor.

Aber hier begann seine Verlegenheit von neuem. Er hatte die Wahl zwischen zwei Straßen, und auch hier verlor er wieder eine kostbare Zeit mit Zaudern. Welchen Weg hatte das junge Mädchen genommen? Diese Frage wiederholte er sich alle zehn Minuten, und es war schon ganz dunkel geworden, als der Chevalier de la Graverie noch in der Stadt umherirrte, ohne die Spur des Mädchens und des schwarzen Jagdhundes wiedergefunden zu haben.

Er war so ermüdet und niedergeschlagen, daß er sich nicht entschließen konnte, schon nach Hause zu gehen; was Marianne davon denken würde, kümmerte ihn gar nicht.

Er ging in das erstbeste Kaffehhaus, setzte sich an einen Tisch und verlangte eine Schale Bouillon.

Der arme Chevalier, der oft persönlich die Zubereitung der Suppe überwachte, wenn er merkte, daß Marianne nicht gut bei Laune war, mußte wohl mit den Sitten und Gebräuchen der Kaffehhäuser in kleinen Provinzstädten wenig

bekannt seyn, um an einem solchen Orte Fleischbrühe zu bestellen. Kaum hatte er die Schale an den Mund gesetzt, so schnitt er ein saures Gesicht, stellte die Schale wieder auf den Tisch und begann in die Semmel zu beißen, die er als Zugabe zu der abscheulichen Brühe erhalten hatte.

Während er mit einiger Mühe an der trockenen Semmel kaute, sah er sich in dem Locale um.

Er war in ein vorzugsweise von den Offizieren der Garnison besuchtes Kaffehhaus gerathen. Man sah hier wohl zehnmal mehr Uniformen als Civilröcke. Die Lagermützen, Helme und Säbel, die an den Wänden hingen, gaben dem Local ein ziemlich pittoreskes Aussehen. Unter allen Tischen sah man rothe Hosen, auf allen Bänken und Stühlen »zweierlei Tuch.« Einige stellten strategische Uebungen auf dem Schachbret an, Andere schlürften Kaffeh oder Absinth; hier saß Einer und schlief, dort schien ein Anderer in Gedanken vertieft.

Auf allen Seiten wurde die Zeit, welche Mars seinen Söhnen in reichem Maße läßt, durch interessante Gespräche ausgefüllt. Hier bot die immer erledigte Arrangementsfrage überreichen Stoff; dort wurde mit komischem Ernst über den Schnitt der Schabracken und die Form der Säbeltaschen gesprochen.

Alle diese interessanten Gegenstände wurden sehr laut und rücksichtslos besprochen. Kein Wort ging den Anwesenden verloren; jeder Civilist, der sich zu unterrichten wünschte, konnte vielfältige Belehrung aus diesen Gesprächen ziehen.

Nur zwei Unterlieutenants sprachen leise miteinander.

IV.

Die beiden Unterlieutenants.

Die beiden jungen Offiziere waren die nächsten Nachbarn des Chevalier de la Graverie, der, ohne es zu wollen, zum Vertrauten der gegenseitig mitgetheilten Geständnisse gemacht wurde.

Der eine Unterlieutenant mochte vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt seyn, und hatte trotz seiner braunrothen Haare ein recht angenehmes, ziemlich schön geformtes Gesicht. Der Andere war was man einen »schönen Soldaten« zu nennen pflegt. Er hatte fünf Fuß sechs Zoll, breite Schultern und eine so schmale Taille, daß die Neider behaupteten, er wende dieselben künstlichen Hilfsmittel an, wie das schöne Geschlecht. Die weiten Hosen schienen mit Crinolinen gefüttert zu seyn, die Brust war ohne Zweifel stark wattirt. Das Gesicht war ein Gemisch von zartem und lebhaftem Roth, von Violett und Blau. Diese letzte Farbe kam von dem sorgfältig rasirten schwarzen Bart. Ein sehr hervorragender Bestandtheil dieses schon durch seine verschiedenen Nuancen merkwürdigen Gesichtes war ein steifgewichster Schnurbart, der in einiger Entfernung von schwarzgebeiztem Holz zu seyn schien. Die Augen standen fast weiter hervor als die Stumpfnase, und gaben auf den ersten Blick zu erkennen, daß der Geist an

Wachsthum weit hinter dem Körper zurückgeblieben war. Das Lächeln, welches auf den dicken Lippen des Unterlieutenants schwebte, war nicht geistreich, verrieth aber einen hohen Grad von Selbstgefälligkeit.

»Ich muß gestehen, lieber Freund,« sagte dieser junge Offizier zu seinem Cameraden, »daß Sie sehr naiv sind. Was! seit einem Monat besuchen Sie eine Grisette in ihrem Zimmer; sie ist hübsch, und Sie sind keineswegs häßlich; sie ist achtzehn Jahre, und Sie sind auch kein alter Knasterbart; sie gefällt Ihnen, Sie gefallen ihr — und Sie sind noch im ersten Stadium einer reinplatonischen Liebe! Wissen Sie wohl, lieber Gratien, daß Sie dadurch nicht nur sich selbst, sondern das ganze Offiziercorps, vom Obersten bis zum Stabstrompeter, lächerlich machen?«

»Ach, lieber Louvelle,« antwortete der Andere, »nicht Jedermann besitzt Ihre Keckheit. Ich will mich für keinen großen Sieger ausgeben, und überdies genügt die Anwesenheit eines Dritten, um mich in dem Augenblick, wo mein Liebesfeuer am stärksten auflodert, ganz verzagt zu machen.«

»Wie? die Anwesenheit eines Dritten!« sagte der junge Offizier, der von seinem Cameraden Louvelle genannt wurde, indem er sich durch vorsichtiges Betasten überzeugte, daß sein Schnurbart noch die gehörige Festigkeit und die mit großer Sorgfalt gedrehten Spitzen hatte. »Sie sagten mir ja, die Kleine wohne ganz allein; sie habe das Glück, ein Kind des Zufalls zu seyn, weder Eltern noch Geschwister, weder Vettern noch Basen zu besitzen; kurz die schönen Momente ihres Daseyns würden durch keine düstern Wolken verfinstert. Sie versicherten, man dränge ihr keinen ehrsamen Tischler oder Kupferschmied zum Ehemanne auf, und es stehe ihr völlig frei,

mit einem Offizier, zumal mit einem Unterlieutenant, glücklich wie eine Königin zu seyn.«

»Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt, Louvelle,« antwortete Gratien; »sie steht ganz allein in der Welt.«

»Nun, was steht Ihnen denn im Wege? Mademoiselle Francotte, die Inhaberin des Putzladens, ist wohl gar neugierig zu hören, was Sie dem hübschen Kinde zuflüstern?«

Gratien schüttelte den Kopf.

»Nein,« erwiederte er seufzend. »Die Francotte läßt ihr dieselbe Freiheit wie den übrigen Arbeiterinnen.«

»Dann ist es wohl die Vermietherin des Zimmers?«

»Nein.«

»Oder eine eifersüchtige Freundin? Dieses Hinderniß will ich aus dem Wege räumen.«

»Wie so?«

»Ich will sie lieben, und wäre sie so häßlich wie eine Vogelscheuche. Was sagen Sie dazu? Mehr kann man doch von einem Freunde nicht verlangen.«

»Sie haben's nicht errathen, lieber Freund.«

»Mille cigares! was ist es denn?«

»Sie werden mich auslachen, Louvelle. Wissen Sie, was mir die Zunge lähmt, wenn ich süße Worte sprechen will? Wissen Sie, was mir Zwang anthut, meine feurige Liebe mit einem kalten Sturzbade übergießt, mich zu einer albernen, lächerlichen Rolle verurtheilt? Ich wette, daß Sie es nicht errathen.«

»Nur heraus damit, Gratien. Sie wissen ja, daß ich noch nie ein Räthsel oder einen Rebus errathen habe.«

»So hören Sie. Dieses Hinderniß welches meinen

Wünschen im Wege steht, welches Therese bis jetzt in Schutz genommen hat und auch künftig in Schutz nehmen wird, ist ein großer schwarzer Jagdhund, der ihr nie von der Seite geht.«

»Was?« sagte der Chevalier sich aufrichtend.

»Was beliebt, mein Herr?« sagte Louvelle, den Chevalier ansehend; »hat man Sie etwa auf den Fuß getreten?«

»Nein,« erwiederte der Chevalier kleinlaut.

Louvelle wendete sich zu Gratien und murrte:

»Fürwahr, die Spießbürger sind unausstehlich! — Nicht wahr, ich habe nicht recht verstanden?«

»O ja. es ist wirklich so wie ich sage.«

Louvelle brach in ein lautes Gelächter aus. daß die Fenster des Kaffehhauses klirrten.

Der Chevalier benutzte den Augenblick, wo der junge Offizier sich zurücklehnte und den Bauch hielt, um den beiden Offizieren den Rücken zu kehren, ihnen aber zugleich näher zu rücken.

»Ha, ha, ha, das ist köstlich!« sagte Louvelle, als er seine Heiterkeit endlich etwas zu zügeln vermochte. »Der Drache der Hesperiden ist um Ihretwillen wieder lebendig geworden. Wahrhaftig, es ist zum Todtlachen!«

Gratien biß sich in die Lippen.«

»Ich war auf diesen Ausbruch der Heiterkeit gefaßt,« sagte er. »Aber ich versichere, daß ich nicht scherze. Wenn ich einige sentimentale Worte riskire, so fängt der verwünschte Hund an zu knurren, als ob er seine Herrin warnen wollte. Wenn ich mich nicht abschrecken lasse, so bellt er so laut, daß ich, um von Therese verstanden zu werden, aus Leibeskräften schreien muß: Mein Engel, ich liebe, ich vergöttere Dich!«

»Nun, dann müssen Sie die Worte durch eine lebhafte, beredte Pantomime ersetzen,« sagte Louvelle.

»Durch eine Pantomime? Das ist noch schlimmer. Der verwünschte Hund kann keine Pantomime leiden. Wenn ich mir eine mehr oder minder lebhafte Geberde erlaube, so knurrt und bellt er nicht mehr, er weist mir die Zähne. Wenn ich mich dadurch nicht abschrecken lasse, beißt er mich, und das ist verdammt lästig, wenn man eine Liebeserklärung machen will. Das Unangenehmste aber ist, daß ich in dem grotesken Kampfe, der aus der Verschiedenheit unserer Ansichten entsteht, vor meiner Angebeteten sehr lächerlich erscheinen muß.«

»Und es ist Ihnen nicht gelungen, die Freundschaft dieses Vierfüßlers zu gewinnen?«

»Nein.«

»Aber, mille cigares! Als wir noch das Gymnasium besuchten, wo wir uns, beiläufig gesagt, ungeheuer langweilten, lasen wir ja in dem »Cygne de Monleon,« wie ihn unser Professor nannte, es gebe irgendwo einen Bäcker, der Kuchen für den Cerberus lieferte —«

»Black ist unbestechlich.«

Der Chevalier stutzte, ohne daß es die beiden Offiziere bemerkten.

»Ich stecke die Taschen voll Leckerbissen,« fuhr Gratien fort; »er frißt sie mit Dank, aber er ist jeden Augenblick bereit, mich wie meine Geschenke zu behandeln.«

»Schläft er denn nicht? Und geht er nie aus?«

»Vor vierzehn bis zwanzig Tagen war er einen Nachmittag und eine Nacht abwesend; ich hoffte, er werde nicht wiederkommen, aber er kam wieder.«

»Und seitdem?«

»Ist er noch nicht von der Stelle gegangen. Der verwünschte Hund muß wirklich mit übersinnlichem Gesichtsvermögen begabt seyn.«

»Ich glaube vielmehr,« erwiederte Louvelle, »daß Ihre Therese weit schlauer ist, als Sie glauben: sie wird den Hund eigens dazu abgerichtet haben.«

»Kurz und gut,« sagte Gratien, »meine Geduld ist zu Ende, und ich bin fürwahr geneigt, meine Bewerbungen einzustellen.«

»Das sollten Sie nicht thun.«

»Ich möchte Sie wohl an meiner Stelle sehen.«

Der Chevalier lauschte mit der größten Aufmerksamkeit.

»An Ihrer Stelle, lieber Gratien,« antwortete Louvelle, »würde ich Fräulein Therese sammt allen Herren Unterlieutenants diesen Abend zum Souper einladen, um in Gegenwart Aller zu ermitteln, wie viel Champagner eine an klares Wasser gewöhnte Grisette trinken kann, ohne unter den Tisch zu fallen.«

Der Chevalier bekam eine Gänsehaut, ohne zu wissen warum.

»Ach, lieber Louvelle, Sie kennen Therese nicht!« sagte Gratien mit einem Seufzer.

»Aber ich kenne Andere,« erwiederte Louvelle, indem er sich den Schnurbart strich; »eine Grisette ist der andern gleich.«

»Sie vergessen den Hund,« entgegnete Gratien.

»Der Hund!« sagte Louvelle höhnisch lachend. »Für wen macht man denn vergiftete Klöße und gebackene Schwämme?«

Der Chevalier fuhr vom Stuhl auf, als er diese Worte hörte.

»Wahrhaftig,« sagte Louvelle so laut, daß ihn der Chevalier verstehen konnte, »dieser Spießbürger scheint von der Tarantel gestochen zu seyn.«

Dabei warf er einen Seitenblick auf den Chevalier, in der Erwartung, Gelegenheit zum Streit zu finden.

Aber der Chevalier that ihm den Gefallen nicht; er war zu neugierig, die Fortsetzung dieses Gesprächs zu hören.

»Nein,« sagte Gratien, »solche Mittel sind mir zuwider; ich bin ein Jagdfreund und will lieber das Mädchen verlieren, als diesem prächtigen Hunde etwas zu Leide thun.«

»Das ist brav von ihm,« sagte Dieudonné für sich, ohne sich umzusehen.

»Gut, lieber Gratien,« sagte Louvelle, »stelle deine Bewerbungen bei der schönen Therese ein; ich will dann sehen ob ich glücklicher bin als Sie.«

»Aha, ich soll Ihnen meinen Platz abtreten,« sagte Gratien, dessen Gesicht sich verfinsterte.

»Es ist immer besser, ihn einem Freunde, als einem Fremden abzutreten.«

»Der Meinung bin ich nicht,« erwiederte Gratien, »ich möchte auch Ihre Eigenliebe schonen und Ihnen die Beschämung eines Korbes ersparen.«

»Glauben Sie denn, Therese sey die erste spröde Zierpuppe, die mir in den Weg gekommen?«

»Ich weiß wohl, Louvelle, daß Sie ein großer Sieger sind,« sagte Gratien mit einem Lächeln, das nicht ganz frei von Ironie war; »aber ich glaube kaum, daß Sie ihr gefallen werden.«

»Das wollen wir doch sehen!« erwiederte Louvelle, dessen Gesicht kirschroth wurde. »Da Sie es darauf ankommen lassen, so schwöre ich Ihnen, das Mädchen wird mein seyn. Und um Ihnen zu beweisen, welches Vertrauen ich in Ihre Ungeschicktheit setze, lasse ich Ihnen noch acht Tage ganz freie Hand, erst in acht Tagen werde ich anfangen zu attakiren.«

»Auch wenn ich Sie bitte es zu unterlassen?«

»Allerdings; Sie nahmen so eben einen gewissen Ton an, der mir in den Magen gefallen ist.«

»Und was soll aus dem Hunde werden,« fragte Gratien mit gezwungenem Lächeln.

»Der Hund soll schon diesen Abend aus dem Wege geräumt werden,« antwortete Louvelle; »Sie sollen in diesen acht Tagen ganz freie Hand haben.«

Der Chevalier, der ein Glas Zuckerwasser schlürfte, glaubte zu ersticken, als er die Worte Louvelle's hörte.

»Schon diesen Abend?« wiederholte Gratien, der nicht wußte, ob er den Antrag seines Cameraden annehmen oder ablehnen sollte.

»Haben Sie nicht diesen Abend, um neun Uhr bei der Porte Morand ein Stelldichein mit Theresen?« sagte Louvelle. »Gehen Sie hin, und ich verspreche Ihnen, daß Sie ganz ungestört mit Ihrem Täubchen girren können, ohne daß Sie fürchten dürfen, von Monsieur Black wie ein Spießbürger von St. Malo behandelt zu werden.«

Der Chevalier de la Graverie hörte nicht länger zu. Er stand auf, sah nach seiner Uhr und entfernte sich mit sehr bemerkbarer Bestürzung aus dem Kaffehhause.

Er war so zerstreut, daß ihm ein Kellner nachlief und ihn höflich an die Bezahlung erinnerte.

»Sie haben Recht, lieber Freund,« sagte der Chevalier sich an die Stirn schlagend. »Hier sind fünf Francs; bezahlen Sie meine Zeche und behalten Sie den Rest für sich.«

Dann lief er so schnell fort wie es mit so kurzen Beinchen möglich war.

Er konnte nicht zweifeln, daß der Liebling seines Herzens in großer Gefahr schwebe, und dieser Gefahr beschloß er vorzubeugen.

V.

Wo der Chevalier de la Graverie große Herzensangst fühlt.

Die Aeußerungen des jungen Offiziers über die wunderbare Klugheit des schwarzen Jagdhundes hatten die Aufmerksamkeit Dieudonné's in hohem Grade erregt. Im Laufe des Gespräches zwischen den beiden Unterlieutenants stiegen die Seelenwanderungsgedanken wieder in ihm auf. Er konnte natürlich nicht zweifeln, daß der Jagdhund, in dessen Besitz er zu kommen wünschte, kein anderer als Black und daß Therese die Herrin desselben sey.

Er entschloß sich daher ohne Zögern, das arme Thier gegen die bösen Anschläge des Unterlieutenants Louvelle zu beschützen. Es war in der That keine Zeit zu verlieren, denn der Racheplan gegen Black sollte schon denselben Abend zur Ausführung kommen.

Dieudonné nahm daher den zur Porte Morand führenden Weg, um Therese vor der Gefahr zu warnen, die zugleich ihre Tugend und ihren Keuschheitswächter bedrohte. Da ihm

überdies an dem Leben Blacks noch mehr lag, als an der Tugend des Mädchens, so nahm er sich vor, ihr für den Hund ein hübsches Sümmchen zu bieten.

»Aber wenn sie sich nicht von ihm trennen will?« sagte er seufzend, während er weiter trabte. »Nun, dann verdopple ich den Preis und biete ihr dreihundert, vier- fünfhundert Francs. Sac à papier. Mich dünkt, daß eine Grisette um fünfhundert Francs noch weit mehr gibt als ihren Hund. — Und wenn sie den Hund nicht hergeben will, so muß ich auf ein anderes Mittel sinnen. Morbleu, ich will nicht zugeben, daß der arme Black, in dessen Haut vielleicht mein braver Dumesnil gefahren ist, vergiftet werde.«

Der arme Chevalier mußte wohl sehr aufgebracht seyn, um zweimal in einem Athem zu fluchen; denn er mußte schon zum Aeußersten getrieben werden, ehe er sich so weit vergaß.

Aber als er an die Porte Morand kam, fand er die Promenade verödet. Er sah sich nach allen Seiten um, ohne einen verspäteten Spazirgänger zu bemerken. Es hatte so eben neun geschlagen und zu dieser Stunde geht ganz Chartres zu Bette.

Er begann zu fürchten, daß er nicht recht verstanden. Während er die Minuten zählte, fühlte er alle Herzensqualen eines Liebenden, der den Gegenstand seiner Wahl vergebens erwartet.

Der Chevalier hörte Fußtritte im Dunkeln. Er bemerkte die Umrisse einer weiblichen Gestalt unter der Thorwölbung.

Er wollte auf sie zueilen, aber es gesellte sich eine andere Gestalt zu ihr. Es war zu spät. Therese war nicht mehr allein. Vermuthlich war Gratien bei ihr.

Der Chevalier wurde ungeduldig. Er mußte zu den

Kunstgriffen der Fallensteller in den amerikanischen Urwäldern und der Indianer seine Zuflucht nehmen, und dies stimmte weder mit seinen Gewohnheiten noch mit seinem Charakter überein.

Unglücklicher Weise war keine Minute zu verlieren, wenn er nicht bemerkt werden wollte. Er stieg daher die Böschung des Walles hinunter und legte sich platt nieder.

Der kalte feuchte Rasen rief mancherlei abkühlende Betrachtungen in ihm hervor. Es war wirklich der Augenblick seine Leidenschaft zu beklagen. Der Chevalier beklagte sie von ganzem Herzen, aber er blieb ruhig auf dem bethauten Grase liegen.

Inzwischen kamen die beiden jungen Leute über die Brücke und gingen zehn Schritte an ihm vorüber.

Es war wirklich das junge Mädchen, welches Dieudonné am Morgen verfolgt; es war wirklich der rothhaarige Offizier, dessen vertrauliche Mittheilungen er belauscht hatte.

Black ging gravitätisch hinter ihnen her, als ob er sich der Wichtigkeit seines Hüteramtes bewußt gewesen wäre.

Der junge Offizier sprach ziemlich leise, aber mit sehr lebhaften Geberden. Therese schien aufmerksam zuzuhören; ihre Haltung war traurig und niedergeschlagen.

Von Zeit zu Zeit wurde der schwarze Jagdhund neben dem lichtern Kleide seiner Herrin sichtbar und er suchte ihre Hand, um eine Liebkosung zu erhaschen.

Plötzlich hörte der Chevalier die Fußtritte eines mit großer Vorsicht über die Brücke gehenden Mannes.

Er sah sich um, aber der Neuankommende mochte wohl

gebückt hinter der Brustwehr gehen, denn es war nichts zu unterscheiden.

In diesem Augenblick kamen die beiden Spazirgänger wieder zurück; das Geräusch, welches die Aufmerksamkeit Dieudonné's erregt hatte, hörte nun plötzlich auf.

Während die beiden jungen Leute umkehrten, hörte der Chevalier deutlich wie ein weicher Gegenstand auf den Erdboden geworfen wurde, und er glaubte einen Ball von der Größe eines Eies mitten auf die Promenade rollen zu sehen. Dann bemerkte er, wie der Unsichtbare, der aber seine Anwesenheit so deutlich kundgab, sich rasch entfernte.

Therese und Gratien waren damals am Ende der Allee.

Der Chevalier berechnete, daß er Zeit hatte seinen Plan auszuführen. Er richtete sich auf und mit einer Behendigkeit, deren er sich nicht fähig gehalten hätte, sprang er in die Allee und suchte mit den Händen den runden Gegenstand, den er für eine vergiftete Lockspeise hielt.

Diese Arbeit war nichts weniger als angenehm, aber nach einigen fruchtlosen Versuchen fand er ein Stück Fleisch, welches aller Wahrscheinlichkeit nach mit Arsenik bestreut war.

Er warf die Lockspeise weg und hörte mit Befriedigung, daß sie in den Fluß fiel.

Aber die arglistige Idee Louvelle's rief einen harmlosen, seinem Charakter angemessenen Gedanken in ihm hervor. So wie der »Däumling« Steine streute, die ihm den Weg nach Hause zeigen sollten, wollte er Zuckerstücke auf die Erde werfen, die Black zu ihm führen sollten.

Das sehr wahrscheinliche Gelingen dieser Kriegslist machte ihm allerdings einige Bedenken: er eignete sich einen Hund

zu, der ihm nicht gehörte, und raubte der armen Therese zugleich ihren Hüter, ihren Beschützer. Aber wenn er Black nicht sogleich zu sich nahm, so war Black verloren. Er hatte ja auch nicht die Absicht, Black zu stehlen, sondern zu kaufen. Wenn Therese allein gekommen wäre, so würde er sie gewarnt haben. Dies war nun nicht möglich. Die Entführung Blacks wurde daher durch die Umstände gerechtfertigt. Ueberdies nahm er sich vor, Black nicht zu behalten, ohne dessen Herrin eine glänzende Entschädigung zu geben.

Während der Chevalier, auf der Böschung liegend, Alles dies erwog, sah er die beiden Spazirgänger wieder näherkommen.

Er hatte sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Black freute sich sehr, als er das erste Stück Zucker fand. Er ließ seine Herrin vorausgehen, und statt ihr zu folgen, suchte er das zweite Stück Zucker. So kam er von einem Stück zum andern, bis zu der Stelle, wo ihn der Chevalier erwartete.

Dieudonné pfiff leise und hielt ihm ein Stück Zucker hin.

Black erkannte sogleich einen Freund, mit dessen Benehmen er alle Ursache hatte zufrieden zu seyn: er war zu klug und unparteiisch, um das von Mariannen bereitete Sturzbad mit den Zuckerstücken des Chevaliers zu verwechseln. Er kam ohne Mißtrauen und sogar mit einiger Freude näher.

Der Chevalier begann ihn durch Liebkosungen zu kirren; dann wand er ihm arglistigerweise sein Schnupftuch um den Hals, machte einen soliden Knoten und fütterte ihn mit Zucker, bis seine junge Herrin, die im eifrigen Gespräch seine Abwesenheit nicht bemerkte, umgekehrt und an ihm vorüber-

gegangen war. Dann ging Dieudonné, den Hund mit sich fortziehend, an der Böschung zur Brücke.

Auf der Brücke bückte er sich, wie Louvelle gethan hatte, so daß er ungesehen die Stadt erreichte.

Als der Chevalier de la Graverie vor seinem Hause war, steckte er leise den Schlüssel in das Schloß und versuchte die Hausthür ohne Geräusch zu öffnen. Aber die rostigen Angeln knarrten und hatten als Echo das furchtbare: »Wer ist da?« Mariannens.

Gleich darauf kam die Haushälterin aus der Küche, in der einen Hand ein brennendes Licht haltend, während sie dasselbe mit der andern Hand gegen den Zugluft zu schützen suchte.

»Wer ist da?« wiederholte Marianne.

»Ich! wer soll's denn sonst seyn?« antwortete der Chevalier, indem er Black zurückschob und sich alle Mühe gab, den neuen Hausgenossen zu verbergen. »Kann ich denn nicht mehr nach Hause kommen, ohne von Ihrer Spioniererei belästigt zu werden?«

»Spioniererei?« wiederholte Marianne. »Sie müssen wissen, Herr Chevalier, daß nur Uebelthäter das Auge des Nächsten fürchten.«

In diesem Augenblicke bemerkte sie die Unordnung in den Kleidern ihres Herrn.

»Ach, mein Gott!« sagte sie, erschrocken zurücktretend, als ob sie ein Gespenst gesehen hätte.

»Was ist denn?« sagte der Chevalier, der einen fruchtlosen Versuch machte, an ihr vorüberzugehen.

»Sie sind ja ohne Hut —«

»Steht es mir etwa nicht frei, baarhaupt zu spaziren, wenn mir's beliebt?«

»Und Ihre Kleider sind ganz mit Koth bedeckt!«

»Ich bin angespritzt worden —«

»Angespritzt? Gerechter Himmel, ist das ein Leben für einen ordentlichen Menschen? In solchem Zustande und so spät nach Hause zu kommen!«

Black, der sich bis dahin ziemlich ruhig verhalten hatte, wurde durch die keifende Stimme Mariannens gereizt, und überdies erkannte er in ihr seine alte Feindin; er begann nun laut zu bellen.

»Gerechter Himmel, ein Hund!« kreischte Marianne. »Und was für ein Hund! Ein kohlrabenschwarzes Vieh mit feurigen Augen! — Halten Sie ihn doch, Herr Chevalier! Sie sehen ja, daß er mich fressen will!«

»Schweigen Sie und lassen Sie mich durch!«

Aber es war nicht die Absicht Mariannens, so nachzugeben.

»Was soll aus uns werden?« eiferte sie mit ziemlich fruchtlosem Bestreben, eine weinerliche Stimme anzunehmen. »Wenn man Sie ansieht, kann man sich schon denken, wie es mit einem solchen Gast im Hause zugehen wird! Ich hoffe wenigstens, daß Sie ihn an die Kette legen werden.«

»An die Kette legen?« erwiederte der Chevalier mit Entrüstung. »Nein, nie.«

»Sie wollen diesen Unhold frei umherlaufen lassen? Sie wollen mich der Gefahr aussetzen, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht von ihm gebissen zu werden? Nein, das soll nicht seyn!«

Sie nahm ihren Besen und nahm die Haltung eines sich wehrenden Grenadiers der alten Garde an.

»Sie müssen mir erlauben, dieses abscheuliche Thier fortzujagen,« sagte sie, »oder ich verlasse auf der Stelle Ihr Haus!«

Die Geduld des Herrn vom Hause war zu Ende. Er stieß die Haushälterin so unsanft zurück, daß sie das Gleichgewicht verlor und mit einem Zetergeschrei zu Boden fiel.

Das Licht erlosch, aber der Weg war frei.

Der Chevalier schritt über Marianne hinweg und eilte mit jugendlicher Behendigkeit die Treppe hinan, schob den Hund in sein Zimmer und schloß die Thür mit einer Hast, welche seine Freude über den Besitz seines Lieblings deutlich bekundete. Ein Liebender hätte nicht inniger frohlocken können.

Der Chevalier nahm die besten Polster von seinen Sophas und Divans, legte sie neben einander und bereitete daraus ein Lager für Black.

Black machte keine Umstände, er legte sich, trotz seines Schmutzes, behaglich auf die weichen Polster.

Der Chevalier betrachtete ihn zärtlich, bis daß er eingeschlafen war; dann entkleidete er sich und begab sich ebenfalls zur Ruhe.

Dieudonné schlief so süß, wie er seit drei Wochen nicht geschlafen hatte.

VI.

Wo die bewaffnete Macht wieder Ruhe ins Haus bringt.

Als der Chevalier am andern Morgen erwachte, fühlte er Schmerzen im ganzen Körper. Zum ersten Male seit vierundzwanzig Stunden sann er über die in blinder Leidenschaft begangenen Unbesonnenheiten nach und dachte mit Schaudern, daß er einen Gichtanfall oder Rheumatismus davontragen könne.

Er griff sich, wie gewöhnlich, an den Puls; zum Glück fand er ihn ruhig, regelmäßig und nur wenig schneller als gewöhnlich.

Nachdem er sich über seinen Gesundheitszustand ziemlich beruhigende Gewißheit verschafft hatte, stand er auf und begann mit Black zu spielen, ohne zu bemerken, daß kein Feuer m Camin war.

Gegen neun Uhr kam Marianne in das Zimmer ihres Herrn; ihr Gesicht war noch bissiger als gewöhnlich.

Aber die Nacht hatte guten Rath gebracht. Die schlaue Person sprach nicht mehr von Aufkündigung des Dienstes.

Der Chevalier seinerseits war so glücklich, endlich den Gegenstand seiner Wünsche zu besitzen, daß er für Großmuth empfänglich war.

Ein Gedanke jedoch trübte dieses Glück. Der Chevalier

dachte halb aus Besorgniß, halb mit Reue an die Wahrscheinlichkeit, daß die junge Herrin Blacks ihr Eigenthum zurückfordern werde. Sein Ruf als ehrlicher Mann war dahin, wenn es in der Stadt bekannt würde, wie er sich den Hund zugeeignet. Hatte er wirklich das Recht, sich in den Besitz Blacks zu setzen, wenn auch dessen Leben bedroht war?

Endlich dachte er nicht ganz ohne bange Besorgniß an die Folgen, welche der Raub des klugen wachsamen Thieres für das Leben des armen Mädchens haben konnte, und obschon er sich mit dem Gedanken zu trösten suchte, daß er Black einem sichern Tod entrissen, so konnte er sein Gewissen in dieser Beziehung doch nicht ganz beruhigen.

Um dies wenigstens zu versuchen, siegelte er eine Banknote von fünfhundert Francs ein und adressirte sie an »Mademoiselle Therese, bei Madame Francotte.«

Dieser Banknote legte er einige Zeilen bei, durch die er ihr, ohne die Beweggründe dieser Freigebigkeit zu erklären, auch für das nächste Jahr die gleiche Summe zusicherte.

Sie war nun gegen die Noth geschützt, welche der Chevalier für die gefährlichste aller Versuchungen hielt.

So wäre der Verlust des Hundes durch dieses Geschenk von tausend Francs reichlich ersetzt.

Es kam nun darauf an, sich im Besitz des Hundes zu erhalten.

Black sollte nie die Schwelle des Hauses überschreiten, er sollte dagegen den Garten zu seiner Verfügung haben. Die Mauer war so hoch, daß man die Neugier der Nachbarn nicht zu fürchten hatte.

Black sollte in dem Zimmer seines Herrn schlafen. Wenn der Chevalier genöthigt wäre, sich einige Stunden zu entfer-

nen, so sollte Black in dem Toilettezimmer eingesperrt bleiben. Ein Vorhängschloß mit einem geheimen Mechanismus sollte das arme Thier gegen die arglistigen Anschläge Mariannens schützen.

Die Schwatzhaftigkeit der Letztern war die einzige düstere Wolke, welche die zu erwartenden glücklichen Tage trüben konnte. Aber schon den ersten Abend brachte der Zufall die zänkische Haushälterin in die Gewalt ihres Herrn.

Der Chevalier ging weder vor noch nach Tische aus. Er frühstückte und speiste mit seinem Liebling. Abends führte er ihn im Garten spaziren.

Während sich Dieudonné mit einem wilden Rosenstocke, den er im Frühjahr oculirt hatte, beschäftigte, benutzte Black, der trotz der sorgsamsten Pflege nicht recht zufrieden schien, die offene Gartenthür, um einen Weg zu suchen, auf welchem er seinem Instinct folgen konnte.

Aber zum Unglück für seinen Fluchtplan mußte er, um auf die Straße zu gelangen, an der Küche vorübergehen, aus welcher eben ein köstlicher Bratengeruch hervorging.

Black trat in die Küche, die auf den ersten Anblick leer schien.

Er suchte die Ursache des appetitlichen Geruches.

Während er suchte, blieb er plötzlich stehen, wie ein Hund, der ein Stück Wild findet, und bellte gegen einen großen Schrank, als ob er diesen des unbefugten Hehlens beschuldigen wollte.

Inzwischen kam Marianne, durch das Gebell herbeigelockt. Schon griff sie zu ihrer gewohnten Waffe; aber der Chevalier, der den Hund vermißt hatte, eilte ihm nach.

Die Haltung des Chevaliers, seine gebietende Miene

machte einen so gewaltigen Eindruck auf Marianne, daß sie den Besen fallen ließ.

Black bellte immerfort den Schrank an, ohne sich um die übrigen Vorgänge zu kümmern.

Der Chevalier riß den Schrank auf, und zu seinem größten Erstaunen erblickte er einen Kürassier, der in ihm den Herrn vom Hause erkannte und ehrerbietig salutirend die Hand an seinen Helm legte.

Marianne sank auf einen Stuhl, als ob es ihr möglich gewesen wäre, in Ohnmacht zu fallen.

Der Chevalier erkannte auf den ersten Blick die ganze Situation. Aber statt sich einem unbedachtsamen Zorne zu überlassen, sann er sogleich auf den Nutzen, den er daraus ziehen könne.

Er dankte dem Hunde durch eine zärtliche Liebkosung, und rief Marianne durch einen gebieterischen Wink hinaus.

Er ging nicht weiter als auf die Hausflur. Hier stand er still und sagte ernst:

»Marianne, Du hast bei mir dreihundert Francs Lohn, und um sechshundert betriegst Du mich.«

Marianne machte einen Versuch, den Chevalier zu unterbrechen, aber dieser gebot ihr durch eine drohende Geberde Schweigen.

»Um sechshundert betriegst Du mich,« fuhr er fort. »Ich lasse es so hingehen. Du hast also den besten Platz in der Stadt. Ueberdies würde außer mir Niemand die Geduld haben, dein zänkisches, bissiges Benehmen zu ertragen. Du verdienst jetzt mit Schimpf und Schande davongejagt zu werden; aber ich will Dich nicht fortjagen —«

Marianne wollte ihren Herrn unterbrechen, um ihm zu danken.

»Warte nur,« setzte er hinzu; »ich knüpfe meine Nachsicht an gewisse Bedingungen.«

Marianne beugte ihr schuldiges Haupt, um anzudeuten, daß sie bereit sey, sich das demüthigende Joch, welches er ihr auflegen wollte, gefallen zu lassen.

»Den Hund habe ich gefunden,« fuhr der Chevalier fort, »aus Gründen, die Dich nicht kümmern, will ich ihn behalten, und er soll's gut bei mir haben. Wenn der Hund in Folge deiner Schwatzhaftigkeit bei mir gesucht wird; wenn er in Folge des Hasses, den Du gegen ihn hegst, oder durch absichtliche Nachlässigkeit davonläuft, so gebe ich Dir mein Ehrenwort, daß ich Dich auf der Stelle fortjage. — Jetzt kannst Du wieder zu deinem Kürassier gehen. Ich bin Soldat gewesen,« setzte Dieudonné, sich in die Brust werfend, hinzu, »und habe keine Vorurtheile gegen Militärpersonen.«

Marianne war so beschämt und der Chevalier sprach mit so viel Entschlossenheit, daß sie kein Wort erwiederte und in die Küche ging.

Der Chevalier war sehr erfreut über diesen Vorfall, der ihm vereint mit seinen übrigen Plänen den Besitz des Jagdhundes zu verbürgen schien.

Er täuschte sich nicht. Von diesem Tage an begann für Dieudonné und seinen vierfüßigen Herzensfreund ein glückliches, stillvergnügtes Leben. Das fortwährende Zusammenleben machte den Chevalier keineswegs gleichgiltig oder unempfänglich für die Vorzüge des Hundes; im Gegentheil. Black wurde ihm mit jedem Tage theurer, und mit jedem Tage entdeckte er an ihm so glänzende Eigenschaften, daß seine See-

lenwanderungsgedanken immer häufiger und nachhaltiger wurden. Dann konnte er sich nicht enthalten, Black mit einer gewissen zärtlichen Rührung zu betrachten; er sprach von der Vergangenheit wie mit einem theilnehmenden Freunde und erzählte ihm vorzugsweise alle Ereignisse, an denen Dumesnil theilgenommen; ja zuweilen vergaß er sich so weit, daß er fragte, wie der Capitän den alten Soldaten: »Denkst Du noch daran?«

Und wenn der Hund den Kopf hob und ihn mit seinen klugen, ausdrucksvollen Augen ansah, fühlte der Chevalier die dankbare Zuneigung, die er vormals seinem Freunde bewiesen hatte.

Dies dauerte ein halbes Jahr. Black mußte sich als den Glücklichsten seines Geschlechtes betrachten. Von Zeit zu Zeit jedoch war er traurig und niedergeschlagen; er warf gar sehnsüchtige Blicke auf die Thüren, als ob er seinem Herrn zu verstehen geben wollte, daß er ungeachtet der verflossenen Zeit und der guten Behandlung, die ihm zu Theil wurde, seine frühere Herrin noch nicht vergessen habe.

Eines Abends, es war im Frühjahre, rasirte sich der Chevalier de Graverie, um einige Besuche zu machen. Black war den ganzen Tag und schon gestern unruhiger als gewöhnlich gewesen. Plötzlich hörte Dieudonné die kreischende Stimme Mariannens, welche auf der Treppe rief:

»Herr Chevalier, zu Hilfe! Ihr Hund läuft davon!«

Dieudonné warf sein Rasirmesser weg, wischte sein halbrasirtes Gesicht ab, zog schnell einen Rock an und eilte die Treppe hinunter.

In der Hausthür fand er Mariannen, die dem fortlaufendem Hunde mit aufrichtiger Bestürzung nachschaute.

»Herr Chevalier,« sagte sie jammernd, »ich schwöre Ihnen, daß ich keine Schuld habe; der Briefträger hat die Thür offen gelassen.«

»Ich habe Dich gewarnt, Marianne!« sagte der Chevalier außer sich vor Zorn. »Du bist nicht mehr in meinem Dienste. Schnüre dein Bündel und verlasse auf der Stelle mein Haus!«

Und ohne die Antwort der trostlosen Köchin abzuwarten, ohne zu bedenken, daß er in Pantoffeln und ohne Hut war, eilte er dem Flüchtlinge nach.

VII.

Wo Black den Chevalier führt.

Der Chevalier wußte so ziemlich, welchen Weg er zu nehmen hatte und lief daher ohne Zögern durch die Straßen der Stadt.

In der Nähe der Cathedrale bemerkte er Black etwa hundert Schritte vor sich. Er rief; aber Black, der sich verfolgt sah, lief weiter, und der Chevalier sah ihn erst unweit der Vorstadt La Grappe wieder. Er wußte, daß dort die vormalige Herrin des Hundes wohnte; nur die Hausnummer war ihm nicht bekannt.

Der Chevalier kam ihm so nahe, daß er ihn einzuholen hoffte. Aber Black, der sich in dem Straßenlabyrinthe verloren zu haben schien, eilte ihm immer in einiger Entfernung voraus; es schien fast, als ob das kluge Thier sich absichtlich nicht zu weit entfernte, um dem Chevalier nicht ganz aus den Augen zu kommen.

Dieudonné streckte die Hand aus, um ihn bei dem prächtigen Halsband zu fassen, das er ihm hatte machen lassen; aber Black machte einen Seitensprung und lief in ein Haus. Es war das dritte auf der linken Seite.

Der Chevalier trug kein Bedenken, ihm zu folgen und den schmalen, feuchten, dunkeln Hausgang zu betreten. Er hielt nicht einmal eine Antwort in Bereitschaft, falls ihn Black zu dem jungen Mädchen, seiner eigentlichen Herrin, führen würde.

Nach einigem Umhertappen in dem dunkeln Gange faßte der Chevalier ein Seil, welches die Stelle eines Treppengeländers vertrat.

Oben fiel ein mattes Licht durch ein kleines schmutziges Fenster. Der Chevalier begann langsam die steile Treppe zu ersteigen.

Er kam in den ersten Stock. Hier waren alle Thüren geschlossen.

Der Chevalier lauschte. Man hörte kein Geräusch in den Zimmern; der Hund konnte hier also nicht geblieben seyn.

Dieudonné ergriff wieder das Seil und stieg weiter hinauf.

Im zweiten Stocke lauschte er wieder. Auch hier war Alles still.

Die Treppe wurde nun immer schmäler, je höher man hinaufstieg, und wurde endlich zur Leiter, wie die mythischen Weiber, deren Leib sich nach Virgil's Beschreibung in einen Fischschwanz endet.

Der Chevalier begann zu fürchten, der Hund habe einen von ihm selbst nicht bemerkten Ausgang benutzt, um aus dem Hause zu entkommen und in einen Hof zu gehen.

Aber in diesem Augenblicke hörte er über seinem Kopfe jenes klägliche, langgezogene Geheul, durch welches die Hunde, einem sehr verbreiteten Glauben zufolge, den Tod ihres Herrn verkünden.

Diese Klagetöne in dem düstern, dem Anscheine nach unbewohnten Hause, drangen dem Chevalier durch Mark und Bein; seine Haare sträubten sich, und er fühlte seine Stirn mit kaltem Schweiß bedeckt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte Black die Thür verschlossen gefunden, und das junge Mädchen war nicht zu Hause. Der Chevalier konnte ihn daher einholen, und in dem engen Gange mußte sich Black ergeben.

Dieser Gedanke gab dem Chevalier wieder Muth. Er faßte daher das Seil wieder und stieg weiter hinauf.

Er dachte dabei unwillkürlich an jenen Unglückstag, wo er sich aus Dumesnil's Zimmer an Betttüchern hinabgelassen hatte. Die Erinnerung an dieses unglückliche Abenteuer lenkte seine Gedanken auch auf Mathilde — und er seufzte.

Als er etwa zwanzig Stufen hinangestiegen war, ragte er mit dem halben Körper aus einer Luke hervor.

Diese Luke führte zu einer kleinen, finstern Dachkammer, die ebenfalls leer zu seyn schien; allein es war nicht zu bezweifeln, daß Black soweit hinaufgestiegen war.

Kaum hatte der Chevalier den Fußboden der Dachkammer betreten, so kam Black auf ihn zu und liebkoste ihn so zärtlich wie noch nie.

Aber als der Chevalier die Hand ausstreckte, um ihm anzudeuten, was er zu thun habe, entfernte sich der Hund schnell und legte sich vor einem elenden Lager nieder, welches in der Dunkelheit undeutlich zu unterscheiden war.

Dieses Lager befand sich in einem Winkel unter dem schrägen Dach, so daß es von dem durch ein schmales Fenster fallenden matten Licht nicht getroffen wurde.

Nichts regte sich in dieser Bodenkammer.

»Ist Jemand hier?« fragte der Chevalier.

Niemand antwortete, aber Black stand auf und drängte sich wieder an ihn.

In diesem Augenblicke machte Dieudonné die Bemerkung, daß die Luft mit einem scharfen durchdringenden Geruch angefüllt war. Er wurde wieder furchtsam, und wollte sich eilends entfernen. Er rief Black.

Der Hund begann wieder kläglich zu heulen und kroch unter das Bett.

Der Chevalier konnte sich nicht entschließen, Black zu verlassen. Er suchte Licht.

Ein chemisches Feuerzeug fiel ihm in die Hände.

In einem Augenblicke hatte er Feuer. Er zündete eine Lampe an, die er auf einem Stuhle bemerkte, und trat auf das Bett zu.

Auf diesem Bett sah er zu seinem Schrecken eine regungslose weibliche Gestalt. Das Gesicht des jungen Mädchens war aschgrau, die Lippen blau, ein starker Schweiß hatte das Haar an die Schläfen geklebt, die Zähne waren fest zusammengepreßt, der ganze Körper schien schon kalt und starr. Daß die Seele diesen dem Tode verfallenen Leib noch nicht verlassen hatte, bemerkte man nur an der zuckenden Bewegung ihrer bläulichen Augenlider und den matten Athemzügen, die aus dem durch den Schmerz verzerrten Munde drangen.

Wie entstellt die Sterbende auch war, so erkannte der

Chevalier doch das junge Mädchen, das er im vorigen Herbste an einem Sonntage verfolgt, dem er Black geraubt hatte.

Er redete sie an, aber sie war zu schwach, um ihm zu antworten.

Sie verstand ihn jedoch, denn sie schlug die Augenlider auf, starrte ihn an und streckte die Hand nach ihm aus.

Der Chevalier, zum tiefsten Mitleid gerührt, in welches sich einige Reue zu mengen begann, faßte ihre Hand.

Sie war eisig kalt.

»O mein Gott!« sagte er laut wie er gewöhnlich zu thun pflegte, »ich kann doch das arme Geschöpf nicht ohne Hilfe sterben lassen! Da ich einmal ohne Hut durch die Stadt gegangen bin, um Black einzuholen, so kann ich auch in demselben Zustande den Doctor Robert holen.«

Der Chevalier kannte Herrn Robert nicht, aber er wußte, daß dieser der beliebteste Arzt in Chartres war.

»Ich bin es ihr schuldig — Ja, ja, es ist meine Pflicht,« sagte Dieudonné im lauten Selbstgespräch.

Und während er sie betrachtete, bemerkte er wieder die auffallende Aehnlichkeit zwischen diesem jungen Mädchen und Mathilden.

Er ließ die Todkranke unter der Obhut des treuen Black und stieg die Leiter schneller hinunter, als er sie heraufgestiegen war, obgleich das Ersteigen derselben leichter war als das Hinabgehen.

Der Arzt war nicht zu Hause. Der Chevalier ließ die Adresse der Sterbenden mit den nöthigen Nachweisungen zurück, um den Arzt in den Stand zu setzen, die Dachkammer ohne Führer zu finden. Dann eilte er in die Vorstadt La Grappe zurück.

Er fand die Dachstube in demselben Zustande, in welchem er sie vorher verlassen hatte. Black war auf das Bett gestiegen und hatte sich auf die Füße seiner jungen Herrin gelegt, um sie zu erwärmen.

Dieudonné, durch das Beispiel des treuen Thieres angeeifert, raffte alle Kohlen und andere Brennstoffe, die er finden konnte, zusammen und versuchte Feuer in dem kleinen Ofen zu machen.

Wir müssen gestehen, daß der arme Chevalier bei diesem Geschäft mehr guten Willen als Geschicklichkeit zeigte. Er selbst erkannte seine Unbeholfenheit, und nur das Beispiel Blacks vermochte ihn zur Nacheiferung anzufeuern.

Aber er erfüllte diese Pflicht nicht ohne Murren. Seiner Gewohnheit gemäß sagte er, mit sich selbst redend:

»Warum ist der verwünschte Hund auch fortgelaufen? Was fehlte ihm denn bei mir? Er wurde gut gefüttert und schlief auf einem weichen Wolfsfell. Fürwahr eine sonderbare Grille, sich nach dieser abscheulichen Dachkammer zu sehnen! — Ach! ich hatte wohl Recht,« setzte er seufzend hinzu, keinem lebenden Wesen meine Zuneigung zu schenken! — Du dummes Thier!« sagte er und sah Black mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an; »wir könnten jetzt ganz ruhig und vergnügt in unserem kleinen Garten lustwandeln; Du könntest Dich auf dem Rasen wälzen, und ich könnte Rosenstöcke beschneiden. — Die verwünschten Kohlen wollen nicht brennen! Wenn ich nur Jemand im Hause gefunden hätte so würde ich dieses junge Mädchen pflegen lassen. Das Geld würde mir diese Plage erspart haben; ich würde herzlich gern bezahlt haben, was man verlangt hätte. Es wäre aufs Gleiche hinausgekommen.«

»Nein, Chevalier,« sagte eine Stimme; »es wäre nicht

aufs Gleiche hinausgekommen. Sie werden es sehen, wenn wir das Glück haben, die Kranke zu retten.«

»Ah! sind Sie es, Herr Doctor?« sagte Dieudonné, der sich etwas erschrocken umsah und das ernste, wohlwollende Gesicht des Arztes erkannte. »Ich kann es Ihnen wohl gestehen: es wird mir übel, wenn ich Kranke sehe, ich fürchte die Krankheiten.«

»Ihr Verdienst und Selbstbewußtseyn wird um so größer seyn,« erwiederte der Arzt. »Ueberdies gewöhnt man sich an Alles; wenn Sie erst ein Dutzend solcher Patienten wie diese behandelt hätten, würden Sie keinen andern Stand wünschen. — Aber wo ist denn die Kranke?«

»Hier,« sagte der Chevalier auf das Bett deutend.

Der Doctor trat ans Bett; Black richtete sich auf und fing an zu bellen, als er den unbekannten Mann näher treten sah.

»Still, Black!« sagte der Chevalier, indem er den Hund durch Liebkosungen zu beruhigen suchte.

Der Doctor nahm die Lampe und hielt sie vor das Gesicht der Kranken.

»Aha! ich dachte es wohl,« sagte er; »aber ich hielt den Fall nicht für so bedenklich.«

»Was ist es denn?« fragte der Chevalier.

»Die Cholera, die wirkliche asiatische Cholera.«

Der Chevalier eilte auf die Leiter zu. Aber ehe er die Luke erreichte, schwanden seine Kräfte und er fiel auf einen Schämel.

»Was fehlt Ihnen denn, Chevalier?« fragte der Arzt.

»Die Cholera!« stammelte Dieudonné, der kaum Athem schöpfen konnte. »Die Cholera ist ansteckend!«

»Einige halten sie für endemisch, Andere für ansteckend; wir sind darüber noch nicht ganz im Klaren.«

»Was meinen Sie denn?« fragte Dieudonné!

»Ich halte sie für ansteckend,« antwortete der Doctor; »doch für jetzt haben wir uns damit nicht zu beschäftigen.«

»Wie! wir haben uns damit nicht zu beschäftigen? Ich versichere, daß ich an nichts Anderes denke.«

Der Chevalier war in der That leichenblaß; dicke Schweißtropfen rannen von seiner Stirn, seine Zähne klapperten.

»Was sehe ich?« sagte der Doctor erstaunt. »Sie haben an Orten, wo das gelbe Fieber ausgebrochen war, so viel Muth bewiesen, und fürchten sich vor der Cholera!«

»Das gelbe Fieber!« stammelte Dieudonné. »Woher wissen Sie, daß ich dem gelben Fieber muthig trotzgeboten?«

»Ich war ja selbst Augenzeuge,« erwiederte der Doctor.

»Wann?« fragte der Chevalier bestürzt.

»Als Sie Ihren Freund, den Capitän Dumesnil zu Papeite pflegten«.

»Sie waren da?« unterbrach ihn der Chevalier sehr erstaunt.

»Ich sehe wohl,« erwiederte der Doctor, »Sie erkennen den jungen Schiffsarzt von der Corvette »Dauphin« nicht wieder. Ich war damals sechsundzwanzig Jahre alt, jetzt bin ich einundvierzig. In vierzehn bis fünfzehn Jahren verän-

dert sich der Mensch sehr stark; auch Sie, Chevalier, haben an Umfang zugenommen.«

»Wirklich! Sie sind's, Doctor?« sagte der Chevalier.

»Ja, ich bin's. Ich habe den Seedienst verlassen und habe mich in Chartres niedergelassen. Zwei Berge kommen einander nicht nahe, aber zwei Menschen finden sich gar oft wieder zusammen. So begegnen wir uns an dem Bett einer andern Kranken, die nicht viel mehr Hoffnung gibt, als der arme Capitän Dumesnil.«

»Aber die Cholera, Doctor — die Cholera!«

»Ist eine Cousine des gelben Fiebers, der schwarzen Pest, des Vomito negro. Fürchten Sie sich vor der Cholera so wenig wie Sie sich vor dem gelben Fieber gefürchtet haben; alle diese Seuchen gehören zur Familie der tollen Hunde, welche nur die Davonlaufenden beißen. — Fassen Sie Muth, Chevalier! Das rothe Band in Ihrem Knopfloch beweist, daß Sie im Feuer gewesen sind. Denken Sie zurück an Ihre schöne Jugendzeit, und rücken Sie der Cholera entgegen, wie Sie einst den feindlichen Batterien entgegenrückten!«

»Glauben Sie nicht,« stammelte der alte Soldat, »daß wir uns einer ganz unnützen Gefahr aussetzen? Haben wir noch einige Hoffnung, dieses arme Mädchen zu retten?«

Der Chevalier, dessen Eigenliebe gereizt war, begann in der Mehrzahl zu sprechen.

»Ich gestehe, daß ich wenig Hoffnung habe,« erwiederte der Doctor; »die Kranke ist schon in das Stadium der Erstarrung getreten; die Nägel sind blau, die Augen sinken ein, die Hände und Füße sind kalt. Ich wette, daß die Zunge

schon erstarrt ist. Aber sie lebt, der Tod muß bekämpft werden. Sie wissen, daß ich gewohnt bin, mich gegen ihn zu wehren, so lange es noch geht. — Doch wir haben schon zu viel Zeit verloren, wir müssen Hand ans Werk legen.«

Der Chevalier war in seinem Schrecken über die Cholera anfangs kaum im Stande, dem Arzte behilflich zu seyn. Zum Glück führte der Doctor während der Cholera-Epidemie beständig Aether und Veratrum bei sich, die beiden Mittel, die er vorzugsweise gegen die Seuche anwandte. Der arme Dieudonné ging in der Dachkammer auf und ab, als ob er den Verstand verloren hätte; nach und nach aber verminderte sich seine Furcht, als er sah, mit welcher Ruhe und Fassung der Arzt die Kranke berührte und ihre Athemzüge belauschte.

Seine Zuneigung zu dem Hunde hatte die Selbstsucht, mit der er sein Herz gepanzert, schon größtentheils gebrochen; seine Ehre, die auf dem Spiele stand, und zumal sein Mitleid für die Leiden der Kranken trugen am Ende vollends den Sieg davon.

Er trat ebenfalls an das Lager der Sterbenden und war dem Doctor behilflich, einige aus der Mauer gebrochene und eilends gewärmte Ziegelsteine um den kalten, starren Körper des Mädchens zu legen.

Black schien den Zweck dieser Vorkehrungen zu begreifen, denn er sprang vom Bett, um den beiden Männern freie Hand zu lassen, und leckte dem Chevalier die Hände.

Dieses Zeichen der Dankbarkeit rührte Dieudonné tief, seine Seelenwanderungsgedanken kamen wieder, und er sagte mit Begeisterung:

»Sey nur unbesorgt, armer Dumesnil, wir werden sie retten.«

Der Doctor war mit der Kranken zu eifrig beschäftigt, als daß er den sonderbaren Worten, welche der Chevalier an den schwarzen Hund richtete, große Aufmerksamkeit hätte widmen mögen; er verstand nur den allgemeinen Sinn.

»Ja wohl, Chevalier,« sagte er, »wir wollen das Beste hoffen — die Hände und Füße werden warm — aber wenn sie davonkommt, verdankt sie es Ihnen.«

»Wirklich?« sagte der Chevalier erfreut.

»Allerdings. Aber Sie müssen Ihr Werk nicht unvollendet lassen; entschuldigen Sie, Chevalier, daß ich Sie in die Apotheke schicke.«

»Verfügen Sie über mich.«

»Sie werden einsehen, daß meine Gegenwart hier nöthig ist.«

Der Doctor schrieb einige Zeilen mit Bleistift in sein Taschenbuch, riß ein Blatt heraus und reichte es dem Chevalier.

»Eilen Sie in die Apotheke und holen Sie die in diesem Recept benannte Arznei.«

»Ich will Alles thun, was Sie wollen, Doctor; wenn sie nur gerettet wird!« sagte der Chevalier entschlossen und eilte davon.

In zehn Minuten kam er mit der Arznei zurück. Die heitere Miene des Doctors vergalt ihm seine Mühe reichlich.

»Es geht also besser?« sagte der Chevalier und trat an das Bett, um die Kranke genau zu betrachten, deren Gesicht wirklich etwas von seiner Leichenfarbe verloren hatte.

»Ja, Chevalier, es geht besser,« antwortete der Doctor, »und mit Gottes Hilfe hoffe ich, daß der Patient in drei Monaten eines bausbackigen Knäbleins genesen wird, das

Ihnen so ähnlich seyn wird wie ein Wassertropfen dem andern.«

»Mir! mir! Ein Kind, das mir ähnlich?«

»O! Sie sind ein Tausendsasa, Chevalier. Die schöne Mahauni hat in Papeite aus der Schule geschwatzt.«

»Ich schwöre Ihnen, Doctor —«

»Machen Sie bei mir nicht den Geheimnißkrämer, Chevalier. Früher oder später müssen Sie mir es ja ohnehin sagen. Es ist ja mein Beruf, dem Menschen den Eintritt ins Leben zu erleichtern, so wie ich ihm beim Austritt aus demselben zu Hilfe komme.«

»Aber wie können Sie denken —«

»Dieser Ring läßt keinen Zweifel zu,« sagte der Doctor, indem er von dem Finger der Kranken einen Verlobungsring zog und dem Chevalier überreichte. »Die Neugier trieb mich, ihn während Ihrer Abwesenheit zu untersuchen. Läugnen Sie daher nicht länger, lieber Herr; Ihr Geheimniß ist in guten Händen; ein Arzt muß verschwiegener seyn als ein Beichtvater.«

Der Chevalier glaubte zu träumen. Er nahm den Ring, schob den Nagel seines Daumens in eine Fuge; der Ring that sich auf und Dieudonné las:

»Dieudonné de la Graverie — Mathilde von
Florisheim.«

Er war so heftig erschüttert, daß er schluchzend auf die Knie fiel und betete.

VIII.

Der Chevalier als Krankenwärter.

Der Doctor glaubte, die Freude über die Nachricht, daß die Kranke noch zu retten sey, habe einen so erschütternden Eindruck auf den Chevalier gemacht. Er ließ ihn ruhig sein Gebet beenden.

Dann glaubte er diese heftige Aufregung zum Vortheil des armen Mädchens benützen zu müssen.

»Was sollen wir jetzt mit dem armen Kinde anfangen?« fragte er. »In dieser abscheulichen Dachkammer kann sie unmöglich bleiben. Soll ich sie ins Hospital tragen lassen?«

»Ins Hospital?« erwiederte der Chevalier unwillig.

»Sie wird es dort unvergleichlich besser haben als hier. Ich bin weit entfernt, Ihnen den Text lesen zu wollen, Chevalier; aber ich muß es befremdend finden, daß Sie eine Person, der Sie diesen Ring an den Finger gesteckt, in einer so elenden Dachkammer gelassen haben, zumal in einer Zeit, wo in diesem Stadttheile die Cholera so furchtbar wüthet.«

»Ich will sie in mein Haus bringen lassen,« erwiederte Dieudonné.

»Das läßt sich hören. Diese edle Regung kommt freilich ein bischen spät, aber das Sprichwort sagt: Besser spät als gar nicht. Die bösen Zungen der Stadt werden freilich sehr geschäftig seyn, aber ich habe eine bessere Meinung von Ih-

nen, Chevalier, und es ist mir lieber, daß Sie den Anstand verletzen, als der Humanität zuwiderhandeln.«

Der Chevalier antwortete nicht; sein Gemüth war von tausend widerstrebenden Gefühlen erfüllt. Er dachte an Mathilde, deren Tochter dieses unglückliche Mädchen seyn mußte. Er versetzte sich im Geiste um fünfundzwanzig Jahre zurück, er vergegenwärtigte sich die glückliche Zeit der harmlosen Spiele und der aufkeimenden Liebe. Seit achtzehn Jahren war es vielleicht das erste Mal, daß er einen Rückblick auf die Vergangenheit wagte, und er dachte mit Beschämung, daß er die kleinlichen Triumphe befriedigter Selbstsucht hatte vergleichen können mit jenen wahren, reinen Freuden, die nach zwanzig Jahren noch die Kraft hatten, sein Gemüth zu erwärmen. Er fühlte bittere Reue, als er die arme Kranke betrachtete; das Gewissen sagte ihm, daß er, obschon die Mutter Unrecht gethan, dennoch Pflichten gegen das Kind habe, und daß er diese Pflichten nicht erfüllte. Er dachte auch an die unheilvollen Folgen, die der Raub ihres Beschützers für die Unglückliche gehabt hatte; vielleicht hatte er sie durch die Entführung Blacks schutzlos dem Verrath preisgegeben. Er nahm sich vor, seine Fehler wieder gut zu machen, denn er erkannte in der ganzen Fügung die Hand Gottes.

Der Doctor glaubte, Dieudonné fürchte die Folgen, welche der Aufenthalt der Kranken in seinem Hause haben könne.

»Ueberlegen Sie sich die Sache,« sagte er, »vielleicht finden sich Leute, welche ihre Abneigung gegen diese verwünschte Krankheit überwinden und die arme Kleine gegen gute Bezahlung aufnehmen. Das wäre vielleicht noch besser.«

Noch einmal schwankte Dieudonné zwischen der Liebe

zur Ruhe, der noch nicht ganz überwundenen Furcht vor Ansteckung und den edlen Regungen seines Herzens. Dieser innere Kampf, wir müssen es zu seiner Ehre gestehen, war nicht von langer Dauer.

Der Chevalier schüttelte den Kopf und richtete sich auf.

»Sie soll in mein Haus,« sagte er mit der Energie, mit welcher schwache Menschen aufzutreten pflegen, wenn sie einmal einen Entschluß fassen.

Der Tag begann zu grauen, als die dem Hospital entlehnte Tragbahre, auf welche man die Kranke gelegt hatte, sich in Bewegung setzte. Der Chevalier und Black, der nun nicht mehr zu entwischen suchte, folgten den Trägern und erregten die Neugier der Bäuerinnen und Milchverkäufer, die schon in die Stadt kamen.

Der Chevalier de la Graverie fand seine Hausthür verschlossen. Er war in Pantoffeln und ohne Hut fortgelaufen und hatte natürlich seinen Hauptschlüssel nicht mitgenommen. Er klopfte und zog die Thürglocke, aber vergebens, Niemand antwortete.

Dieudonné erinnerte sich nun, daß er Marianne Abends vorher entlassen hatte, und er vermuthete, daß die boshafte Person, um sich noch einmal an ihm zu rächen, den Befehl, auf der Stelle das Haus zu verlassen, buchstäblich vollzogen habe.

Zum Glück wohnte in der Nähe ein Schlosser. Dieser wurde geholt.

Aber das Oeffnen des Thürschlosses dauerte lange; alle Nachbarn wurden inzwischen wach. Die Bürgersleute erschienen mit ihren Frauen an den Fenstern, die Dienstboten kamen aus den Häusern, und einige zogen sogar die Vorhänge

der Sänfte auf, um zu sehen, was darin lag. Als man die Kranke gesehen hatte, wurde die wichtige Frage aufgeworfen, wer das junge Mädchen seyn könne, das der Chevalier in sein Haus tragen ließ, wo bisher keine Person weiblichen Geschlechts Zutritt gehabt hatte.

Wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, verbreiteten sich die widersprechendsten Gerüchte; nur darin stimmten alle überein, daß sie dem Rufe des Chevaliers keineswegs günstig waren.

Die ganze Stadt war voll von der Geschichte. Im Clubb, in den Kaffehhäusern war von nichts Anderem die Rede; die Kaffehschwestern flüsterten mit einander und erklärten einstimmig, der Chevalier de la Graverie sey ein höchst gefährlicher Mensch, vor dem man sich hüten müsse.

Dieudonné dachte nicht an das Geschwätz der Leute, er lebte nur in dem Gedanken, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach die Tochter seiner einst so heiß geliebten Mathilde wieder gefunden.

Wir sind der Meinung, daß es wenige Herzen gibt, in denen die Erinnerung an das Böse stärker ist als die Erinnerung an das Gute. Auf jeden Fall gehörte der Chevalier nicht zu Jenen; nach und nach verloren die Bilder der Vergangenheit ihre trübe Färbung; Mathilde erschien seinen Augen so wie sie in den schönen Tagen ihrer Jugend gewesen war, schön und arm, liebend und hingebend; er dachte nicht mehr an die Ereignisse, welche ihn von ihr getrennt hatten, er dachte nicht mehr an ihren Undank, an ihre Untreue. Er dachte an die Vergißmeinnicht, die er am Ufer des durch den Park fließenden Baches für seine kleine Freundin gepflückt hatte, und deren blaue Blümlein zu dem blonden Haar seines Liebchens

so schön standen; er dachte, daß er später nie wieder solche Freuden genossen, selbst nicht bei der schönen Mahauni. Nie war durch die Freuden der Tafel, durch die Zerstreuungen, die ihm der Gartenbau gewährte, sein Gemüth so tief ergriffen worden wie durch diesen Rückblick in die Vergangenheit. Der Chevalier dachte ob man nicht am glücklichsten sey, wenn man bis in das späteste Alter solche Erinnerungen habe.

Es war noch keine Sehnsucht nach dem verlornen Glück, aber es war doch schon ein Vergleich der Vergangenheit mit der Gegenwart.

Es mußte indeß für die Pflege der Kranken gesorgt werden und die nothwendigen Vorkehrungen entrissen den Chevalier seinen Träumereien, denen er sich doch so gerne überlassen hätte.

Marianne hatte nicht nur den Hausschlüssel, sondern auch ihren Zimmerschlüssel mitgenommen, als ob das Haus ihr Eigenthum gewesen wäre. Der Chevalier mußte daher die Kranke in sein Zimmer und in sein Bett bringen lassen.

Er begann nun wieder an sich selbst zu denken; er wußte nicht wo er die nächste Nacht schlafen und zumal wo man ihn unterbringen sollte, falls er auch die Cholera bekäme.

Ueberdies mußte er, da er ganz allein im Hause war, der Kranken die Arznei reichen und sein Frühstück bereiten: eine Beschäftigung, die ihm ganz besonders zuwider war.

Nach langem Suchen in der schrecklichen Verwirrung, in welcher Marianne absichtlich das Hauswesen und die Küchengeräthe gelassen hatte, fand er endlich drei Eier, mit denen er die ersten Anforderungen seines Magens befriedigte. Das Frühstück war sehr frugal, aber er dachte doch nicht ohne Besorgniß an die Verdauung; denn seit zwanzig Jahren war

er zum ersten Male genöthigt, Eier ohne Thee zu essen, und Thee hielt er zur Beförderung der Verdauung für nothwendig.

Seine Besorgniß war um so größer, da die Eier zwölf Secunden zu lange im siedenden Wasser geblieben und zu hart geworden waren.

Gegen Mittag kam Marianne, um ihren Lohn zu holen.

Der Chevalier bekam wieder einige Hoffnung: er dachte, die alte Haushälterin wünsche wieder in Gnaden aufgenommen zu werden, und er schickte sich an, ihre Bitte mit wohlwollendem Lächeln aufzunehmen. Er war entschlossen, in alle Forderungen der alten Xantippe zu willigen und sogar ihren Lohn zu erhöhen, um nur der ihm so unangenehmen Sorgen für das Hauswesen überhoben zu seyn.

Aber er machte die Rechnung ohne den Wirth. Marianne nahm mit kalter, höhnischer Miene ihr Geld in Empfang, und als der arme Chevalier, seine Würde vergessend, sie mit pathetischem Tone fragte, wie sie sich entschließen könne, ihn in dieser Verlegenheit zu verlassen, antwortete sie mit Entrüstung, ein ehrbares Frauenzimmer könne in einem solchen Hause nicht bleiben, er möge sich nur von seiner Liebsten bedienen lassen.

Dann entfernte sie sich mit majestätischem Anstande.

Dieudonné war außer sich: er begriff wohl, daß alle bösen Zungen der Stadt wetteifern würden, ihn zu verspotten und zu verhöhnen; er sah voraus, daß man mit Fingern auf ihn zeigen würde; seine bisherige ungetrübte Ruhe erschien ihm wie ein spiegelglatter See, wie ein ewig heiterer Himmel, und er fing an zu denken, daß er vielleicht etwas leichtsinnig gehandelt habe, die Kranke in sein Haus bringen zu lassen.

Vergebens ging Black von dem Bett seiner vormaligen Herrin zu dem Lehnstuhl, in welchem sein neuer Herr saß; vergebens wedelte er freundlich mit dem Schweife, leckte dem Chevalier die Hand und legte den Kopf auf dessen Knie — nichts vermochte den Chevalier seinen trüben Betrachtungen zu entreißen.

Der menschliche Geist hat Ebbe und Flut wie der Ocean.

Diese Betrachtungen bezweckten nichts Geringeres, als die Kranke sammt ihrem Hunde in eine Sanitätsanstalt bringen zu lassen.

Als dieser Plan einmal in seinem Gedanken Wurzel gefaßt hatte, suchte Dieudonné Alles auf, um ihn zu beschönigen; er dachte: die vornehmsten Leute gehen in die Sanitätsanstalten; er selbst würde eine solche Anstalt benutzen, wenn er krank wäre; die Pflege sey wohl nicht so uneigennützig, aber besser als zu Hause; die Gewohnheit ersetze die persönliche Zuneigung.

So gewannen die selbstsüchtigen Regungen immer mehr die Oberhand. Seitdem der Chevalier den Hund besaß, hatte er keinen ganz ruhigen, sorgenfreien Tag gehabt. Seit sechs Monaten war die Behaglichkeit seines früheren Lebens verschwunden; welchen Gefahren hatte er sich nicht ausgesetzt, um Black wiederzubekommen? War es doch leicht möglich, ebenfalls von der Cholera befallen zu werden, zumal wenn er im Laufe des Tages weder Haushälterin noch Krankenwärterin fand. Dann mußte er selbst bei der Kranken bleiben und eine ganze Nacht die schädlichen Ausdünstungen einathmen.

Die Flut stieg immer fort, die selbstsüchtigen Gedan-

ken folgten einander, wie die unaufhaltsam eindringenden Wellen.

»Es ist ja keineswegs unmöglich.« dachte Dieudonné, »daß Therese durch Zufall in den Besitz des Ringes gekommen ist. Wie kann man daraus schließen, daß sie die Tochter Mathildens sey? Und wäre es auch erwiesen, ist es dann die Pflicht des beleidigten Gatten, sich in Lebensgefahr zu begeben, um die Frucht des Ehebruchs zu retten?

Dieser Gedanke, daß die Kranke nicht Mathildens Tochter sey, nahm so sehr überhand, daß der Chevalier sich entschloß, Therese zu befragen; aber sie war so schwach, daß er keine Antwort von ihr erhalten konnte.

In diesem Augenblicke fiel sein Blick auf den Toilettetisch, auf welchem alle von Dumesnil hinterlassenen kleinen Geräthe aufgestellt waren. Dann dachte er in Folge eines ganz natürlichen Ideenganges an die Schatulle, in welcher sich die Toilettegegenstände befunden hatten, und insbesondere an das geheimnißvolle Packet, welches der Chevalier an Mathilde übergeben, oder falls sie nicht mehr lebte, in's Feuer werfen sollte.

Er dachte, in diesem Packet befinde sich aller Wahrscheinlichkeit nach die Lösung des Räthsels, das ihm in diesem Augenblicke so viel Kopfbrechen machte. In seiner ärgerlichen Stimmung dachte er nicht an die Bitte seines verstorbenen Freundes, sondern beschloß das Packet zu öffnen und sich Aufklärung über Therese zu verschaffen, wenn anders in den Papieren die Rede von ihr sey.

Um sich jede zwecklose Aufregung zu ersparen, hatte der Chevalier den doppelten Boden der Schatulle nicht mehr geöffnet; er hatte sich alle Mühe gegeben, an das Packet und

dessen unbekannten Inhalt nicht mehr zu denken. Aber die letzten ungewöhnlichen Ereignisse hatten seinen Gedanken eine ganz andere Richtung gegeben; er überwand seine bisherige Abneigung gegen heftige Gemüthsbewegungen, denn er hoffte mit Zuversicht, in dem Packet einige zur Lösung des Räthsels dienende Nachweisungen zu finden. Dumesnil hatte den Namen Mathildens freilich nie ausgesprochen, aber es war, wie der Chevalier meinte, mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß der Capitän von ihrem Schicksal etwas wußte.

Der Chevalier, dessen Aufregung immer größer wurde, ging zu dem Schrank, wo er seit seiner Rückkehr von Papeite die Schatulle aufbewahrte, nahm sie heraus, stellte das Licht auf den Camin, setzte sich vor das Feuer, legte die Schatulle auf seinen Schooß, öffnete das erste Fach, dann das zweite und nahm das Packet mit den großen schwarzen Siegeln heraus.

Zum ersten Male bemerkte der Chevalier, daß die Siegel schwarz waren.

Er drehte das Packet hin und her und betrachtete es unschlüssig. Endlich erbrach er die Siegel.

Einige Banknoten von tausend Francs fielen aus dem Umschlage. Ein unversiegelter Brief blieb in seinen Händen. Der Chevalier las:

»Wenn deine Frau bei deiner Rückkehr nach Frankreich noch lebt, so übergib ihr das angeschlossene Packet und die Banknoten; wenn sie aber todt ist, oder wenn Du keine Hoffnung hast zu erfahren, was aus ihr geworden ist, so erinnere Dich an dein Versprechen: wirf dieses Packet ins Feuer und verwende das Geld zu wohlthätigen Zwecken. Dein treuer Freund Dumesnil.«

Der Chevalier drehte das Packet eine Weile zwischen den Fingern; er war begierig zu wissen, in welchem Verhältniß Mathilde zu seinem Freunde gestanden.

Er war einige Male im Begriff, das zweite Packet zu erbrechen, wie das erste; aber er gedachte der Mahnung Dumesnil's, und um der Versuchung nicht nachzugeben, warf er das Packet ins Feuer.

Das Packet wurde schwarz, fiel auseinander und Dieudonné bemerkte unter vielen Briefen eine blonde Haarlocke, die offenbar von Mathilden herrühren mußte.

Dieser Anblick ergriff den Chevalier so tief, daß er seinen Vorsatz vergaß, mit der Hand in's Feuer griff und die Haarlocke sammt dem Papier, in welche sie gewickelt war, herausholte.

Er warf das Ganze auf die Erde und trat mit dem Fuß darauf, um das Feuer, welches die Locke und das Papier schon halb verzehrt hatte, auszulöschen. Dann sammelte er sorgfältig die versengten Ueberreste. Auf dem Papier bemerkte er einige Zeilen von der Hand Dumesnil's; aber es war unmöglich die Schriftzüge zu lesen, denn das Papier zerfiel in Asche, sobald es angerührt wurde. Nur ein kleines, noch nicht völlig verbranntes Stück blieb übrig.

Auf diesem Zettel entzifferte er mit einiger Mühe folgende Worte:

»Ich habe Herrn Chaslier beauftragt — Ihre Tochter in eine — unter gehöriger Aufsicht —«

Diese unzusammenhängenden, vom Feuer verschont gebliebenen Worte erinnerten den Chevalier an eine Aeußerung des jungen Schiffsarztes, den er nun als Doctor Robert wiedergefunden hatte. Der junge Arzt hatte gehört, daß Dumes-

nil am Bord des »Dauphin« mit Herrn Chaslier von einem Kinde gesprochen.

Dumesnil wußte also etwas von dem Geschick Mathildens, und sogar in weiter Ferne war er in Verkehr mit ihr geblieben. Warum hatte der Capitän nie ein Wort mit seinem Freunde darüber gesprochen? Welche Rolle hatte Dumesnil in jener Katastrophe gespielt, die das Leben Dieudonné's so tief erschüttert?

Die Phantasie des armen Dieudonné erschöpfte sich in Vermuthungen. Die Rolle, die sein verstorbener Freund bei der Trennung des Chevaliers von seiner Frau gespielt, hatte von Zeit zu Zeit einigen Verdacht in dem vertrauenden Gemüthe des Letztern geweckt. Die eben gemachte Entdeckung bestärkte ihn in diesem Verdacht, und der Chevalier begann zu zweifeln, ob Dumesnil in seiner Freundschaft immer so uneigennützig gewesen sey, wie in seinen letzten Lebensjahren.

Der Chevalier mußte sich selbst gestehen, daß ein trauriger Argwohn an seinem Herzen nagte.

In diesem Augenblicke bemerkte er Black, der vor dem Bett saß, aber nicht die Kranke ansah, sondern den Chevalier mit großer Aufmerksamkeit zu betrachten schien. In dem Blicke des Hundes lag zugleich Trauer und Besorgniß; Dieudonné glaubte einen demüthig bittenden Ausdruck in der ganzen Haltung des armen Thieres zu erkennen; kurz, Black schien den entscheidenden Wendepunkt in dem Leben seines neuen Herrn zu ahnen.

Der Chevalier stand auf, bückte sich und schloß das schöne, kluge Thier in seine Arme.

»Ich verzeihe Dir, Freund,« sagte er, als ob er wirk-

lich den armen Dumesnil vor Augen gehabt hätte: »ich verzeihe Dir; ich vergesse Alles, nur nicht diese überglücklichen Jahre, die ich deiner Freundschaft verdanke. Sey nicht so traurig, Bruder, wir sind ja Alle schwache Geschöpfe, und durch die Versuchung leicht zu besiegen. Wenn Du mir nur sagen könntest, ob es — die Tochter Mathildens ist.«

Black richtete sich auf und begann die herabhängende Hand der Kranken zu lecken.

»So ist es also doch wahr,« sagte er mit einer an Wahnwitz grenzenden Aufregung. »Ich will mich dieser Unglücklichen annehmen, so wie Du Dich meiner angenommen hast; ich will sie glücklich machen! Sie hat ja die Fehltritte ihrer Mutter nicht verschuldet.«

In diesem Augenblick verlangte die Kranke mit kaum vernehmbarer Stimme zu trinken. Der Chevalier ergriff hastig das auf der Nachtlampe erwärmte Glas, und ohne über die Frage nachzudenken, ob die Cholera endemisch oder ansteckend sey, richtete er mit der einen Hand den Kopf der Kranken auf und hielt ihr mit der andern das Glas an den Mund.

»Trink, Therese,« sagte er, einen Kuß auf ihre Stirn drückend; »trink, mein liebes Kind!«

IX.

Wo ein Sonnenstrahl durch die Wolken bricht.

Der Chevalier de la Graverie wollte die Erfüllung des Versprechens, welches er den Manen seines Freundes gegeben, keinen Augenblick aufschieben.

Er nahm an Mariannens Stelle sogleich eine neue Haushälterin an, ohne sich vor der Hand um ihre Kochkunst zu kümmern; sie war ihm als eine treffliche Krankenwärterin empfohlen worden und das genügte ihm.

Ungeachtet dieser Empfehlung, welche die neue Haushälterin zu rechtfertigen strebte, fand der Chevalier ihren Eifer in der Pflege der jungen Patientin den Umständen keineswegs angemessen; er übernahm daher selbst diese schwere Sorge. Als Therese acht oder zehn Tage später aus ihrer langen Erstarrung erwachte, verließ der Chevalier zum ersten Male das Krankenbett, um einen Blick in seinen Garten zu werfen. Er bemerkte mit Erstaunen und Bedauern, daß er vergessen hatte, seine Rosenstöcke zu beschneiden, deren üppig wuchernde Zweige der Blüthe schaden mußten.

In den ersten Tagen oder vielmehr Nächten hatte der Chevalier einige Mühe gehabt, sich an das beständige Wachen und die dadurch bedingte geistige Anstrengung zu gewöhnen, aber bald fand er sogar ganz unerwartete Genüsse in diesem

ermüdenden Geschäft. Sein Herz, welches noch keine tiefen Eindrücke kannte, wurde durch das lange Ringen mit dem Tode, durch die lange, angstvolle Spannung, durch die unverhofften Freuden, die plötzlich wiederkehrenden Besorgnisse unwiderstehlich gefesselt; es war gleichsam ein Zweikampf mit einer weit stärkeren Triebfeder als in einem gewöhnlichen Zweikampfe: in diesem kämpft man, um zu tödten; der Chevalier hingegen suchte dem Tode ein junges Leben abzuringen; es war für ihn nicht blos ein Ehrenpunkt, sondern eine Gewissenssache. Wenn sich der Zustand der Kranken verschlimmerte, tobte der Chevalier gegen das Geschick, er fühlte hundertfache Kraft und Entschlossenheit und wunderte sich, daß er in seiner müßigen, verträumten Jugend nicht die Lebensrettungswissenschaft studirt hatte, um die theure Kranke retten zu können.

Wenn er zuweilen erschöpft eingeschlummert war, mit welcher Hast eilte er dann an das Lager, um auf den schweren, tiefen Athem der Kranken zu lauschen! Mit welcher Freude machte er die Entdeckung, daß der bisher matte, unregelmäßige Puls Theresens ruhiger und kräftiger geworden war, daß ihre Augen wieder einigen Glanz bekamen, daß ihre Lippen die violette Farbe verloren und sich mit einem zarten Roth bedeckten. Dann fragte er sich in allem Ernste, wie es Menschen geben könne, welche die erbärmliche Befriedigung der Selbstsucht den unaussprechlichen Freuden des Herzens vorziehen können.

Dabei vergaß er ganz, daß er dieser Selbstsucht, über die er jetzt den Stab brach, eine lange Reihe von Jahren gefröhnt hatte.

Während der langen Tage, die der Chevalier de la

Graverie am Bett der Kranken zubrachte und nur durch die Sorge, die er ihr zu widmen hatte, von seinen Gedanken zuweilen abgelenkt wurde, sann er über seine und Theresens Verhältnisse nach. Seine Geistesträgheit und seine Furcht vor unangenehmen Gedanken war so groß, daß er sich seit fünfzehn Jahren nie die Mühe genommen hatte, daran zu denken. Er erinnerte sich wohl, daß er seinem Bruder eine Vollmacht übergeben hatte, durch welche dieser ermächtigt wurde, die Scheidung des Chevaliers von seiner Frau zu erwirken; aber es war ihm nicht klar, wie sich Mathilde hatte entschließen können, ihr Kind zu verlassen.

Der Chevalier hatte sich bis dahin nicht entschließen können, seinen älteren Bruder wiederzusehen; er wußte ja, daß diesem ein großer Theil der Schuld an seinem häuslichen Unglück zur Last fiel. Seit seiner Rückkehr nach Frankreich hatte er nur selten etwas von ihm gehört und er trug Bedenken, ihn zu fragen, was nach seiner Abreise aus Mathilden geworden sey.

Therese genas nur sehr langsam, wie es nach den furchtbaren Verheerungen, welche die Cholera im menschlichen Körper bewirkt, nur zu oft der Fall ist. Sie war noch so schwach, daß der Arzt dem Chevalier täglich dringend empfahl, ihr durchaus keine Gemüthsbewegung zu machen.

Dieudonné war indeß sehr ungeduldig, etwas von Therese zu erfahren. Oft hatte er eine Frage auf der Zunge, aber die Besorgniß um ihre Gesundheit legte ihm immer wieder Stillschweigen auf.

Eines Tages endlich hatte man die Kranke in den großen Armsessel gesetzt; sie saß, die würzigen Düfte des Gartens einathmend, am offenen Fenster, und der laue West-

wind bewegte ihre unter dem Häubchen hervorquellenden blonden Locken.

Von Zeit zu Zeit sah sie sich nach dem Chevalier um, der hinter ihr stand und sie zärtlich betrachtete. Sie faßte seine Hand und küßte sie mit einem fast kindischen Ausdruck der Dankbarkeit; dann versank sie wieder in tiefe Gedanken und ihr Blick glitt über den von tausend Blumen prangenden Garten.

Der Chevalier neigte sich zu ihr.

»Woran denkst Du, Therese?« fragte er.

»Sie werden meine Antwort sehr albern finden, Herr Chevalier,« erwiederte sie; »ich denke an gar nichts und doch finde ich diese Träumerei so schön. Fragen Sie mich, was ich ansehe, so antworte ich Ihnen dasselbe: ich sehe nichts an, und gleichwohl fühle ich mich unaussprechlich wohl; es ist mir, als würde ich in eine andere Sphäre gehoben, wo Alles schön und herrlich ist.«

»Liebe Kleine!« flüsterte der Chevalier und wischte sich eine aus dem Auge quellende Thräne ab.

»Ach, warum wecken Sie mich aus meinem schönen Traume?« fuhr Therese, welche diese Thräne nicht bemerkte, mit tiefer Wehmuth fort, »alles Glück hienieden ist ja nur ein Traum — aber dieser Traum war so süß und das Erwachen ist so traurig!«

»Hast Du Dich über etwas zu beklagen, liebes Kind? Findest Du die Pflege, die man Dir widmet nicht genügend? Sprich; Du wirst indeß bemerkt haben, daß dein Glück mein höchster, mein einziger Wunsch ist.«

»Sie sind mir also gut?« fragte Therese mit reizender Natürlichkeit.

»Wenn ich Dir nicht von Herzen gut wäre, Therese, würde ich dann wohl für Dich seyn, was ich bin, oder vielmehr, was ich für Dich seyn möchte?«

»Aber warum sind Sie mir denn gut?«

Der Chevalier zögerte einen Augenblick, ehe er antwortete:

»Weil Du mich an meine Tochter erinnerst.«

»An Ihre Tochter?« erwiederte Therese; »Sie haben sie also verloren? O, dann bedauere ich Sie; denn ich fühle, daß mich nichts mehr an diese Welt fesseln würde, wenn ich das Kind, das ich unter dem Herzen trage, verlieren müßte. Der einzige Trost in meinem Unglücke ist der Gedanke an die Liebe und Zärtlichkeit, die ich von dem kleinen Wesen in Zukunft erwarten darf.«

Es war das erste Mal, daß Therese von ihrem Zustande sprach, und sie that es mit einer Unbefangenheit, die keineswegs Schamlosigkeit war, dem Chevalier aber doch auffiel. Er hielt es für angemessen, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, und er glaubte diese Gelegenheit benützen zu können, um Therese über ihre Vergangenheit zu befragen.

„Du bist also unglücklich gewesen, armes, liebes Kind?« fragte er.

»O ja, so unglücklich, daß ich mich oft fragte, ob die Armen denselben Gott haben, wie die Reichen. Ich bin noch sehr jung, denn ich bin noch nicht neunzehn Jahre alt; aber ich glaube, daß ich alles Elend schon erduldet habe, mit welchem ein Mensch heimgesucht werden kann.«

»Aber deine Familie?«

„Meine Familie — wenigstens die mir bekannte — be-

stand aus einer armen alten Frau, die nur mit mir dulden konnte —«

»War's deine Mutter?« fragte der Chevalier tief bewegt.

»Sie nannte mich ihre Tochter; aber jetzt, da mein Verstand reifer ist, glaube ich nicht, daß sie meine Mutter seyn konnte; sie war zu alt. Und wenn ich die Augen schließe und recht nachdenke, so sehe ich, wie im Traume, meine früheste Kindheit, die der zweiten Kindheit gar nicht ähnlich war.«

»Und was sagen Dir deine Erinnerungen über jene Kindheit?« fragte der Chevalier lebhaft. »Sprich, Therese, Du glaubst nicht, Du kannst nicht glauben, mit welcher Spannung ich deinen Mittheilungen entgegensehe; denn ich hoffe, daß Du Vertrauen genug zu mir hast, um mir Alles zu sagen, was Du weißt.«

»Ich will Ihnen von Herzen gern Alles sagen, Herr Chevalier; aber ich habe nur dunkle Erinnerungen. Ich weiß nur, daß ich nicht immer dürftig gekleidet war, wie in späteren Jahren; ich erinnere mich insbesondere, daß ich jedes Mal weinte wenn ich mit meiner Adoptivmutter an den Tuilerien vorüberging; ich wollte, wie in meiner frühesten Kindheit, gern unter den Kastanienbäumen mit dem Reif und Seil spielen.«

»Und aus deiner frühesten Kindheit ist Dir kein Gesicht mehr erinnerlich?«

»Nein, ich weiß nicht wann und wie ich aus dem Wohlstande oder Reichthum in die elende Dachstube kam, welche die Mutter Dennié bewohnte. Ich bin dort wohl zehn Jahre recht unglücklich gewesen, obschon die arme Frau mich so lieb hatte, wie man von so armen Leuten erwarten kann. Denn

man mag sagen, was man will, die Noth stumpft das Gefühl ab und verhärtet das Herz. Wenn man kein Brot hat, wenn der Hunger an die Thür klopft, wenn man keine Hilfe findet, keine Hoffnung mehr hat — dann ist es sehr schwer, gut und freundlich gegen Andere zu seyn. Wenn daher die Arbeit fehlte, wenn wir gezwungen waren, in den Gasthäusern an der Barriere Baugirard zu betteln, und ich mit leeren Händen nach Hause kam, so zankte sie mich aus und schlug mich wohl gar; aber ihr Zorn hörte auf, sobald sie meine Thränen sah, sie bat mich um Verzeihung und küßte mich. Dann vergaßen wir für eine kleine Weile unser Elend.«

»Warum hast Du denn deine Adoptivmutter verlassen, liebes Kind?«

»Ach! ich habe sie nicht verlassen, Gott hat sie in eine bessere Welt abberufen. Ich war fünfzehn Jahre alt, aber in den letzten Tagen ihrer Krankheit hatte sie mich so ernstlich zu Muth und Ergebung ermahnt, daß ich, nachdem ich ihr die letzte Ehre erwiesen, muthig und entschlossen in meine Verlassenheit zurückkehrte. Ungeachtet meiner Jugend ahnte ich die Gefahren, die mich erwarteten, und da ich denselben nicht trotzbieten wollte, so beschloß ich sie zu fliehen; ich suchte Schutz in einem Kloster; die Nonnen gaben mich in die Lehre. Leider wurde ich in kurzer Zeit eine sehr geschickte Arbeiterin —«

»Warum denn leider?«

Therese drückte die Hände auf's Gesicht.

»Sprich, liebe, arme Kleine,« sagte der Chevalier.

»Ja, ich muß reden,« antwortete sie; »Sie sind so gütig und werden einer armen Verlassenen verzeihen. Sie sagen, daß Sie sich meiner annehmen wollen, Sie müssen daher die Wahrheit erfahren, um Ihre Adoptivtochter kennen zu lernen.

Ich glaube auch, daß ich freier, unbefangener mit Ihnen reden kann, wenn Sie Alles wissen, was meinen Fehltritt vielleicht entschuldigen kann.«

»Sprich, mein Kind, und zähle auf meine Nachsicht; ich will Dir Alles ersparen, was Dir dieses Geständniß peinlich machen kann.«

»O, Sie sollen Alles wissen,« erwiederte Therese und reichte dem Chevalier die Hand. »Mit siebzehn Jahren war ich die geschickteste Arbeiterin im Atelier geworden, und kam zu einer der ersten Weißwaarenhändlerinnen in der Straße Saint-Honoré. — Eines Tages kam ein junger Mann in Begleitung seines Vaters zu Madame Dubois — so hieß meine Principalin — um verschiedene Brautgeschenke zu kaufen. Wie der Vater aussah, konnte ich nicht sagen, ich sah nur den jungen Mann. Auf den ersten Anblick hatte er nichts Auffallendes, und ich weiß in der That nicht, warum ich meine Augen nicht von ihm abzuwenden vermochte. Ich glaubte auch zu bemerken, daß er mich ebenfalls mit großer Aufmerksamkeit ansah. Kurz ich fühlte eine noch nie gekannte Befangenheit und hatte eine schlaflose Nacht.

»Am andern Morgen kam er wieder, unter dem Vorwande, noch etwas zu bestellen; es schien mir, daß er mich noch mehr ansah, als das erste Mal. Meine Befangenheit wurde noch größer; ich getraute mich kaum die Augen aufzuschlagen. Den folgenden Tag kam er wieder, und noch einmal wiederholte er seinen Besuch. Er war so sanft, so gut, so freundlich, daß das unklare Gefühl, welches sein erstes Erscheinen in mir geweckt, einen entschiedeneren Charakter annahm: ich sah ein, daß ich ihn liebte, und ich fühlte mich so unwiderstehlich zu ihm hingezogen daß ich an seine nahebevorstehende Vermälung gar nicht dachte; vielleicht hatte er

seiner Zukünftigen nicht nur seine Hand zugesagt, sondern auch sein Herz geschenkt. Und gleichwohl trieb mich die Neugier, die glückliche Braut kennen zu lernen. Wenn die Principalin abwesend war, hatte ich die Leitung des Geschäftes. Eines Tages, als sie nicht zu Hause war, legte ich einige Kleinigkeiten in meine Pappschachtel und begab mich in das Hôtel, wo die Braut des von mir so leidenschaftlich geliebten Mannes wohnte.

»Ich fragte nach dem Fräulein Elise de Clermont. Man ließ mich lange warten. So oft als die Thürglocke ertönte, bekam ich einen Stich durch's Herz; ich glaubte immer, er sey es.

»Endlich wurde ich vorgelassen. Die Braut mochte etwa vierundzwanzig Jahre alt seyn, sie war groß, brünett mager, ihr Gesicht hatte einen boshaften Ausdruck, ihr ganzes Wesen war herrisch. Mein Herz pochte vor Freude: Henri konnte ein solches Weib unmöglich lieben.

»Nachdem ich, um meinen Besuch zu rechtfertigen, zum Schein das Maß zu einigen Gegenständen genommen, entfernte ich mich.

»Auf der Treppe begegnete mir Henri. Wir beide waren sehr betroffen. — »Sie hier, Mademoiselle?« sagte er. — »O verzeihen Sie mir, « erwiederte ich, »ich konnte nicht anders, ich wollte Sie sehen, kennen lernen!« — Ich sank in seine Arme; er drückte mich an sein Herz, seine Lippen fanden die meinigen und ich wähnte in meiner Verblendung, diese mit einem Kuß besiegelte Umarmung habe uns mit unauflöslichen Banden aneinander gefesselt.

»Am folgenden Tage lustwandelten wir mit einander im Boulogner-Wäldchen; er betheuerte mir seine Liebe, ich versi-

cherte ihn meiner Gegenliebe. Zwei Wochen wiederholten sich diese Spazirgänge jeden Abend. Es war die glücklichste Zeit meines Lebens. In meiner Verlassenheit hatte ich Niemand, der mir sagte, ob ich Recht oder Unrecht that; ich öffnete der Gegenwart mein Herz und schloß der Zukunft meine Augen. Ich fragte ihn nicht, was er zu thun willens sey, ich lebte unbekümmert in den Tag hinein, zufrieden mit dem Glück ihn zu sehen, seinen Worten mit Entzücken lauschend, ohne einen Augenblick zu denken, daß dieses Glück ein Ende nehmen könne.

»Eines Tages kam er nicht. Ich ging in der peinlichsten Unruhe nach Hause. Ich fand einen Brief von Henri — es war ein Scheidebrief.

»Er schrieb mir, er sey entschlossen gewesen, mit seiner Braut zu brechen, aber er habe nicht den Muth dazu gehabt; der Gedanke, ein Mädchen durch das Aergerniß dieses Bruches dem allgemeinen Gespött preiszugeben, habe über seine Liebe den Sieg davongetragen; er könne sich nicht entschließen wortbrüchig zu werden, aber der Gedanke, daß ich für ihn verloren, werde ihn sein Leben lang unglücklich machen; er bitte mich anständigst, ihn zu vergessen, er werde sonst noch unglücklicher durch das Bewußtseyn, mich betrübt zu haben.

»Es war ein furchtbarer Schlag für mich! Ich war fast vernichtet. — Ich fragte, wer den Brief gebracht; man sagte mir, ein junger Mann in Uniform, welcher der Beschreibung nach eine so große Aehnlichkeit mit Henri hatte, daß man anfangs geglaubt, er sey es.

»Das Erscheinen des jungen Offiziers gab der ganzen Sache einen seltsam geheimnißvollen Anstrich; aber an der

Wirklichkeit meines Unglückes war nicht zu zweifeln; ich hielt ja den Brief in der Hand, ich hatte ihn zu wiederholtenmalen gelesen — es war wirklich seine Schrift.

»Dieser Brief entschied mein Schicksal, gleichviel wer ihn gebracht hatte.«

X.

Verzweiflung und Rettung.

»Seitdem ich diesen Unglücksbrief gelesen, war die Welt leer für mich; es schien mir, als ob ich, der Erde entrückt, auf einem großen Friedhofe umherirrte. Jedes der mich umgebenden Gräber erinnerte mich an ihn; ich verweilte bei allen und weinte. Es war wie ein düsterer, schwerer Traum.

»Als ich wieder zu mir selbst kam, war es Tag geworden. Das Tageslicht that mir weh, und ich wunderte mich, daß die Sonne noch die Erde beleuchten konnte, da Henri mich nicht mehr liebte; daß die Menschen noch leben und singen und sich mit so gleichgiltigen Dingen beschäftigen konnten, da mein Herz so trostlos war.

»Ich entschloß mich dieses geräuschvolle Pariser Treiben zu fliehen. Ich verließ fast wahnsinnig das Haus, ohne zu wissen wohin ich mich wenden sollte. Ich ging gedankenlos fort, ohne die Leute, die mich anstießen, zu bemerken; ich nahm den Weg zum Boulogner-Wäldchen, wohin er mich seit vierzehn Tagen jeden Abend geführt hatte.

»Ich irrte lange umher; ich blieb an allen Orten stehen, wo ich mit ihm stillgestanden. Es schien mir, als ob der im Laube rauschende Wind seine zärtlichen Liebesworte wiederholte. Auf

einmal glaubte ich seine Stimme zu hören; ich stand still; ich glaubte seine Fußstapfen im Sande zu erkennnen; ich sah jeden in einiger Entfernung kommenden Mann für ihn an.

»So ging ich fast den ganzen Tag umher. Ich hatte noch keine Nahrung zu mir genommen, aber ich dachte nicht ans Essen, meine fieberhafte Aufregung erhielt meine Kraft.

»Nach und nach bekam die Verzweiflung die Oberhand über diese eitle Hoffnung, die sich auf eine Sinnentäuschung, auf eine Art Luftspiegelung stützte; ich dachte weniger an ihn und mehr an mich; ich maß meine Verlassenheit wie ein in der Wüste irrender Wanderer den weiten Horizont mit den Blicken mißt; ich hielt es nicht für möglich, daß etwas in der Welt mich noch dem Abgrunde entreißen, mich trösten, mich zum Leben, zum Glück wieder zurückführen könne. Ermattet und trostlos sank ich unter einem Baume auf den Rasen nieder und wurde ohnmächtig.

»Als ich wieder zur Besinnung kam, war ich nicht mehr allein; ein schöner schwarzer Hund stand neben mir und sah mich zärtlich an. Ich hörte einigemale in der Ferne den Namen Black rufen, aber der Hund schüttelte den Kopf, als ob er sagen wollte: Ihr möget immerhin rufen, ich komme nicht.

»Ich hatte nicht die Kraft, ihn fortzujagen oder zurückzuhalten. Ich starrte ihn an, denn ich hatte noch nicht völlig meine Besinnung wieder, dann fürchtete ich mich und machte einen Versuch, ihn mit der Hand abzuwehren; aber er leckte so zutraulich die Hand, daß ich ihm unmöglich etwas Arges zutrauen konnte.

»Ich stand auf, er folgte mir. — Nach und nach vermochte ich an die Vergangenheit zurückzudenken.

»Henri! Henri! Ich wiederholte diesen Namen, und jedesmal trat mir mein Unglück deutlicher und greller vor die Seele. Ich fragte mich, ob ich als elternlose Waise, als verlassene Geliebte noch leben könne: für mich war ja die Liebe der Inbegriff des Lebens.

»Mein Herz antwortete verneinend. Ich begann mich nun nach der andern Welt zu sehnen, deren Geist und Wesen die Liebe ist, und in welcher ich gewiß einst mit ihm vereinigt werden mußte. Dort oben wollte ich ihn erwarten.

»Ich war unweit Neuilly; in der Dämmerung bemerkte ich die dunkeln Umrisse der hohen Pappeln, die am Ufer der Seine stehen. Der Fluß, d. i. der Tod, war nur wenige Schritte entfernt. — Gott hatte mich also erhört.

»Ich ging entschlossen auf das Ufer zu, als ob ich den Vorsatz schon längst gehabt hätte. Der Hund folgte mir, aber ich beachtete ihn gar nicht. Ich war gleichgiltig, theilnahmlos gegen alle mich umgebenden Gegenstände, ich weiß nicht einmal, ob sie meinen Augen in ihrer wahren Gestalt erschienen.

»Plötzlich stand ich still; der Fluß war vor mir, die dunkle Flut rauschte schnell vorbei. Ich war fest entschlossen meinem Leben ein Ende zu machen, und ich würde mich augenblicklich in's Wasser gestürzt haben, wenn mir nicht plötzlich eingefallen wäre, daß ich vor Gott erscheinen müsse.

»Ich fiel am Ufer auf die Knie, und erhob meinen Geist im Gebet. Beruhigt stand ich auf, als ob mich der Finger Gottes berührt hätte; dann trat ich einen Schritt vor, schloß die Augen und stürzte mich in den Fluß.

»Ich fühlte mich sogleich wie von einem nassen Leichen-

tuch eingehüllt. Aber mitten in dem Toben und Brausen des Wassers glaubte ich über meinem Kopfe den Fall eines zweiten Körpers zu hören. Gleich darauf fühlte ich mich heftig am Kleide gezogen. Ich fürchtete den Tod, obschon mein Entschluß gefaßt war; ich hatte einmal im Wasser die Augen aufgeschlagen, die dunkle Tiefe machte mir Angst. Ich glaubte, es sey die kalte Hand des Todes, die mich in den Abgrund ziehe; ich that den Mund auf, um zu schreien, aber der Mund füllte sich mit Wasser, ich sah mich von bläulichen Funken umgeben, und verlor das Bewußtseyn.

»Wie lange ich ohnmächtig war, weiß ich nicht. Als ich aus meiner Betäubung erwachte, hörte ich menschliche Stimmen um mich her; ich hielt mich für todt und wähnte, ich sey in der ersehnten Welt.

»Ich war so matt, daß ich kaum ein Glied regen konnte; mit großer Anstrengung schlug ich endlich die Augen auf. — Ich befand mich in der untern Stube eines Wirthshauses am Wasser. Ich lag auf einer Matratze, die auf einem Tische ausgebreitet lag. Ich glaubte noch zu träumen; aber vor dem Caminfeuer bemerkte ich den großen schwarzen Hund, der ausgestreckt am Boden lag, und sein langes nasses Haar leckte.

»Es wurde mir nun klar, daß man mich gerettet hatte. Als nach und nach mein Gedächtniß zurückkehrte, flüsterte ich den Namen »Black.« Ob der Hund mich hörte oder errieth, genug, er stand auf, und kam zu mir. Ich fühlte seine warme Zunge auf meiner erstarrten Hand. Dies war mein erstes Gefühl eines äußern Eindrucks.

»Ich machte eine Bewegung und seufzte. Alle Anwesenden umringten mich. Man gab mir einige Tropfen Glühwein zu tinken, und legte mir Polster in den Rücken, um mich aufzurichten.

»Aus dem lebhaften Gespräch, das sich nun entspann, erfuhr ich was geschehen war. Durch das Geheul des Hundes, sowie durch das Geräusch von zwei in's Wasser fallenden Körpern aufmerksam gemacht, waren die Bewohner dieses Hauses an den Fluß geeilt. Dort hatten sie den schwarzen Hund bemerkt, der mich auf die Oberfläche des Wassers gezogen hatte, aber nicht stark genug war, um mich an's Ufer zu ziehen, und von der Strömung fortgerissen wurde. Da ich nur einige Schritte vom Ufer war, so war ein Steinhauer in's Wasser gesprungen, und hatte mich an's Ufer gebracht. — Das Uebrige erklärte sich von selbst.

»In diesem Augenblicke erschien ein Beamter, ich weiß nicht ob Polizeicommissär oder Friedensrichter. Er sprach in väterlich ermahnendem Tone zu mir, und nahm mir das Versprechen ab, keinen Selbstmordversuch mehr zu machen.

»Man wärmte mir ein Bett, legte mich hinein, und ließ mir alle meinem Zustande angemessene Pflege angedeihen. Erst am folgenden Tage verließ ich das Haus der braven Leute. Ich bot ihnen das wenige Geld, das ich hatte, nicht um den geleisteten menschenfreundlichen Dienst zu bezahlen, sondern um die verursachten Kosten zu ersetzen. Aber der Wirth wies es entschieden zurück. Ich drückte ihm die Hand, und küßte seine Frau.

»Dann stieg ich in einen Fiaker, den man von Neuilly geholt hatte, und so fuhr ich mit meinem Retter Black nach Paris zurück.

»Aber durch meine häufige Abwesenheit hatte ich das Mißfallen der Madame Dubois erregt; sie zeigte mir an, daß sie meine Stelle bereits besetzt habe. Ich entschloß mich daher Paris zu verlassen; Paris war mir verhaßt geworden.

»Ich war im Hause der Madame Dubois mit Demoiselle Francotte in Chartres bekannt geworden; sie hatte mich oft ersucht, an sie zu denken, wenn ich in die Provinz gehen wollte. Ich begab mich also mit Black nach Chartres, und erhielt sogleich einen Platz in ihrem Magazin.«

»Aber hast Du denn nichts wieder von Henri gehört?« fragte der Chevalier. »Er hat Dich verlassen, der Elende!«

»Sie irren sich, Herr Chevalier. Henri liebte mich zu zärtlich und uneigennützig, als daß er mich nicht geachtet hätte; ich habe ihm nichts vorzuwerfen, denn er verlangte nie mehr von mir, als harmlose Zärtlichkeit.«

»Aber wie konntest Du ihn denn so schnell vergessen?« fragte der Chevalier erstaunt.

»Eben meine Liebe zu ihm war mein Verderben,« erwiederte Therese seufzend; »Sie kennen erst die Häfte meines Unglücks.«

»Erzähle doch, liebes Kind, wenn Du Dich stark genug fühlst, mir diese traurigen Mittheilungen zu machen.«

»Einige Tage nach meiner Ankunft zu Chartres,« fuhr Therese fort, »als ich mit einer Schachtel voll Stickereien ausging, begegneten mir zwei Offiziere, die Arm in Arm gingen und mir zum Scherz in den Weg traten. Ich blickte auf. — »Henri!« rief ich, als ich den einen der beiden Offiziere erblickte. — »Henri!« — ich mußte mich an die Wand lehnen, um nicht zu Boden zu fallen.

»Die beiden Offiziere entschuldigten sich, mir einen solchen Schrecken eingejagt zu haben; sie hätten nicht gedacht, versicherte der Eine, den ich immerfort anstarrte, daß ein harmloser Scherz solche Folgen haben könne.

»Ich konnte meine Blicke nicht von der Erscheinung abwenden. »Henri! Henri!« stammelte ich.

»Mademoiselle,« sagte er endlich lächelnd, »es thut mir unendlich leid, daß ich nicht Henri heiße, da dieser Name so süße Erinnerungen in Ihnen weckt; mein Bruder heißt Henri, ich heiße Gratien, und es würde mich sehr freuen, wenn mein Name ebenfalls in Ihrem Gedächtniß bliebe.«

»Wenn Sie nicht Henri sind,« erwiederte ich, »so bitte ich Sie, mich fortzulassen.«

»Black knurrte und wies den beiden Offizieren die Zähne.

»Mademoiselle,« erwiederte Gratien, »wir haben durchaus nicht die Absicht gehabt, Sie aufzuhalten.«

»Wir sahen ein vor sich niederblickendes junges Mädchen auf uns zukommen,« setzte der Andere hinzu; »wir dachten: ein so hübsches Mädchen muß sehr schöne Augen haben! Wir traten Ihnen in den Weg, um Sie zum Aufschauen zu zwingen; Sie haben die Augen aufgeschlagen, unsere Erwartungen sind weit übertroffen, Mademoiselle, denn Ihre Augen sind noch schöner als wir vermutheten.«

»Bei diesen Worten drehte sich der junge Offizier den Schnurbart mit so leichtfertiger Geberde, daß er mir Angst machte.

»Einige Vorübergehende waren inzwischen stehen geblieben.

»Was thun Sie denn diesem jungen Mädchen?« fragte ein alter schnurbärtiger Herr.

»Nichts, durchaus nichts,« antwortete Gratiens Freund lachend; »wir haben nur einige Schmeicheleien gesagt.«

»Zu meiner Zeit, meine Herren, und als ich die Ehre hatte die Uniform zu tragen, sagten wir den jungen Mädchen nur solche Schmeicheleien, die sie anhören konnten, ohne zu erschrecken. — Geben Sie mir Ihren Arm, mein Kind,« sagte er sich zu mir wendend.

»Ich war so verlegen, daß ich seinen Arm nahm, und mich so schnell wie es meine zitternden Füße erlaubten, von den beiden Offizieren entfernte.

»Als wir etwa fünfzig Schritte gegangen waren, fragte mich der alte Herr: »Glauben Sie, Mademoiselle, daß Sie meines Schutzes noch bedürfen?«

»Nein, antwortete ich, und ich danke Ihnen verbindlichst. — Und als ob er wüßte, was in mir vorging, setzte ich hinzu: »Mein Schrecken kommt von seiner großen Aehnlichkeit mit Henri.«

»Ich dankte ihm noch einmal und entfernte mich.

»Der alte Herr schaute mir erstaunt nach; er mußte mich wirklich für närrisch halten.«

XI.

Die Ueberraschung.

„Als ich wieder ins Magazin kam, schützte ich heftige Kopfschmerzen vor und bat um Erlaubniß, mich in das Ladenzimmer zurückzuziehen. Ich fühlte das Bedürfniß, eine Zeit lang allein zu seyn und meine Gedanken zu sammeln.

„Ich war so blaß, daß man an meinem Unwohlseyn keinen Augenblick zweifelte. Demoiselle Francotte selbst wollte mich pflegen, aber ich bat sie nur um ein Glas Wasser.

„Sie ließ mich auf mein Ersuchen allein. Ich konnte mich nun ungestört meinen Gedanken überlassen. Ich erinnerte mich des Briefes, den ein junger Offizier im Magazin der Madame Dubois abgegeben hatte; man hatte ihn für Henri gehalten, so groß war die Aehnlichkeit. Ich dachte an die Antwort des Offiziers: ich heiße nicht Henri, sondern mein Bruder. Es war mir auch erinnerlich, daß Henri von einem Zwillingsbruder gesprochen, der ihm so ähnlich sey, daß die Eltern, um die beiden Kinder zu unterscheiden, genöthigt gewesen waren, ihnen verschiedene Kleider anzulegen.

„Es ward mir nun Alles klar: Gratien war zur Hochzeit seines Bruders gekommen, und dieser hatte ihn ersucht, jenen Unglücksbrief, der mir fast das Leben gekostet hätte, im Magazin abzugeben. Nach der Hochzeit war Gratien wieder

nach Chartres zu seinem Regiment gegangen; er war mir begegnet und ich hatte ihn für Henri angesehen. Diese Erklärung, wie einfach sie war, erfüllte mich in meiner Stimmung mit bangen Ahnungen.

»Während ich nachsinnend in der Hinterstube saß, hörte ich die Straßenthür aufgehen, und durch die Glaswand, die mich von dem Magazin trennte, sah ich einen Offizier erscheinen. Auf den ersten Blick erkannte ich Gratien.

»Er kaufte Handschuhe. Die sonderbare Begegnung hatte ihn ohne Zweifel neugierig gemacht; er war mir in einiger Entfernung gefolgt, und der Ankauf der Handschuhe war nur ein Vorwand, um zu wissen wer ich sey.

»Ich stützte mich zitternd auf eine Commode, deren Marmorplatte meine heißen Hände abkühlte. Er blieb beinahe eine Viertelstunde im Magazin und sah sich oft unwillig um.

»Demoiselle Francotte wunderte sich übrigens gar nicht über sein langes Verweilen; es arbeiteten vier oder fünf Mädchen im Magazin, und die älteste derselben war noch nicht zwanzig Jahre alt, die Herren von der Garnison machten daher häufige Besuche unter dem Vorwande, Hemden zu bestellen oder Handschuhe zu kaufen. Demoiselle Francotte, die ihre Rechnung dabei fand, empfahl uns Freundlichkeit im Magazin, ernstes, gemessenes Benehmen außer dem Hause.

»Da mir nun Alles klar geworden war, hatte ich keine Ursache mehr in der Hinterstube zu bleiben, ich ging also wieder in das Magazin und nahm meinen gewohnten Platz ein.

»Die Mädchen sprachen von dem schönen Offizier, der

eben fortgegangen war. Es war das erste Mal, daß er etwas kaufte, und man kann sich denken, was vier fünfzehn- bis achtzehnjährige Jungen von einem hübschen Offizier von fünfundzwanzig Jahren zu sagen hatten. Man bedauerte mich, daß ich nicht da gewesen sey; aber er würde gewiß bald wieder kommen, er sey eine Viertelstunde geblieben und habe gewiß eine Absicht gehabt.

»Ich hörte dieses Geschwätz schweigend und mit niedergeschlagenen Blicken an; ich allein hätte das Räthsel lösen können, aber ich hütete mich wohl.

»Am andern Morgen mußte ich ausgehen. Ich betrat zitternd die Straße; ich fürchtete — und wünschte Gratien zu sehen. Denn nur mit ihm konnte ich ja von Henri sprechen, und mein wundes Herz sehnte sich nach diesem Trost.

»Kaum war ich hundert Schritte vom Hause entfernt, so begegnete mir der junge Offizier.

»Ich war wie vom Donner gerührt. — Er trat auf mich zu.

»Mademoiselle,« sagte er, »entschuldigen Sie, daß wir Ihnen gestern einen so großen Schrecken verursacht haben. Ich habe nicht bis heute gewartet, um mich und meinen Cameraden Louville zu entschuldigen; als ich erfuhr, in welchem Magazin Sie sind, begab ich mich dahin; aber Sie waren nicht da. Ich wußte Ihren Namen nicht und um mich keiner Indiscretion schuldig zu machen, wollte ich nicht nach Ihnen fragen. Ich danke daher dem Zufall, der mich heute mit Ihnen zusammenführt und mir möglich macht, Ihnen über den unangenehmen Eindruck, den meine Gegenwart auf Sie gemacht, mein Bedauern auszudrücken.«

»Sie irren sich, mein Herr,« antwortete ich; »dieser Eindruck, dessen eigentliche Ursache Ihnen unbekannt ist, entstand keineswegs aus Abneigung.«

»Wie!« unterbrach mich Gratien. »Mademoiselle, wäre es möglich?«

»Ich unterbrach ihn ebenfalls. — »Es ist eine Erklärung zwischen uns nothwendig; ich würde diese Erklärung nicht gesucht haben, aber ich will ihr auch nicht ausweichen. Sie heißen Gratien d'Elbène, nicht wahr?«

»Woher wissen Sie meinen Namen?«

»Der Bruder Henri's d'Elbène?« fragte ich weiter.

»Ja wohl.«

»Sie kamen zur Vermälung Ihres Bruders mit dem Fräulein Adele de Clermont nach Paris?«

»Ja.«

»Sie wurden damals beauftragt, an ein junges Mädchen, das er geliebt, einen Brief abzugeben?«

»Das er noch liebt und immer lieben wird!« setzte Gratien hinzu.

»Ist das wirklich wahr?« fragte ich, seine Hände fassend und in Thränen ausbrechend.

»Mein Gott!« sagte Gratien, »sind Sie Therese?«

»Ach ja!«

»Das arme Mädchen, das sich ertränken wollte?«

»Woher wissen Sie das?«

»Von ihm, er hat es erfahren, er ist bei Madame Dubois gewesen; aber Sie waren schon abgereist, man wußte nicht wohin. O! mit welcher Freude wird er erfahren, daß Sie noch leben und ihn nicht verwünschen!«

„Ich liebte ihn zu innig, als daß ich ihn je verwünschen könnte," erwiederte ich.

„Erlauben Sie mir, daß ich ihm diese Versicherung gebe?"

„Henri kennt mein Herz, und ich hoffe, daß es dieser Versicherung nicht bedarf."

„Wenn auch, morgen soll er erfahren, daß Sie hier sind und daß ich das Glück hatte Sie zu sehen. — Aber ich muß Sie wiedersehen. Sie liebten ihn?"

„O! von ganzem Herzen!"

„Dann wollen wir von ihm sprechen."

„Es ist mir jetzt nicht mehr erlaubt, ihn zu lieben und von ihm zu sprechen."

„Es ist immer erlaubt, einen Bruder zu lieben und von ihm zu sprechen; wir wollen von ihm sprechen wie von einem Bruder."

„O! verlocken Sie mich nicht! — Vergessen kann ich ihn nicht, aber schweigen."

„Der einzige Trost im Unglück ist, daß man sich ausspricht, einem theilnehmenden Freunde seinen Schmerz mittheilt. Ich werde Ihnen sagen, wie er gelitten, gerungen — wie er Sie noch liebt."

„O! schweigen Sie!" sagte ich, und hielt die Hände auf die Ohren, um nicht zu hören.

„Ja, Sie haben Recht," antwortete er; „hier auf offener Straße ist nicht der Ort, solche Erinnerungen zu wecken; ich werde die Ehre haben Ihnen einen Besuch zu machen, und hoffe, daß Sie mich nicht abweisen werden."

„Er empfahl sich sehr höflich und ging fort, ehe ich ihm antworten konnte.

»Ich kam in sehr unruhiger Stimmung wieder nach Hause; ich erschrak selbst über meinen geheimen Wunsch, Gratien wiederzusehen, um mit ihm von Henri zu sprechen; aber ich sah die Nothwendigkeit ein, dieses unwiderstehliche Gefühl zu bekämpfen. Ich fragte daher Demoiselle Francotte, ob sie mir nicht in ihrem Hause ein Zimmer einräumen könne, und erklärte mich für diesen Fall bereit, ihr einen Theil meines Gehaltes dafür zu lassen. Leider war das ganze Haus besetzt und Demoiselle Francotte konnte meinen Wunsch nicht erfüllen.

»Ich bewohnte in der Orleansstraße ein kleines Zimmer im dritten Stocke. Ich ging jeden Abend gegen neun Uhr, sobald das Magazin geschlossen war, nach Hause. Sonntags war ich von zwölf Uhr Mittags frei. Wie Gratien meine Wohnung erfahren hatte, weiß ich nicht; genug, an demselben Abend fand ich ihn vor meiner Hausthür.

»Ich sage Ihnen Alles, Herr Chevalier, ich bin Ihnen ein offenes, umfassendes Geständniß schuldig. — Das Gefühl der Bangigkeit und Furcht, mit welchem ich Gratien erkannte, war nicht frei von Freude, die ich nicht ganz zu unterdrücken vermochte.

»Er sah es, und von diesem Augenblicke an mochte er wohl voraussehen, welche Gewalt er über mich bekommen werde. Er redete mich übrigens mit einigen Worten an, die mir allen Muth genommen haben würden, wenn ich auch die Kraft gehabt hätte, ihn kalt zu behandeln.

»Ich habe heute nach unserer Unterredung an Henri geschrieben; ich habe ihn versichert, daß Sie ihn noch lieben; übermorgen werde ich einen Brief von ihm bekommen.«

»Ach! warum wecken Sie solche Erinnerungen in mir!« sagte ich, in Thränen ausbrechend.

»Mademoiselle,« erwiederte er, »Sie sind heute noch zu tief ergriffen, und ich halte es für meine Pflicht, Sie allein zu lassen; aber übermorgen ist Sonntag, das Magazin ist geschlossen, ich werde mir dann die Erlaubniß nehmen, Ihnen einen Besuch zu machen.«

»Nein, es ist unmöglich,« entgegnete ich; »was wird man sagen, wenn man Sie zu mir kommen sieht?«

»Beruhigen Sie sich, Mademoiselle,« sagte er; »unser Escadronschef wohnt zufällig in demselben Hause wie Sie, der Dienst ruft mich fast täglich zu ihm, und außerdem besuche ich ihn auch als Freund. Er wohnt im zweiten Stocke, Sie im dritten, ich kann daher unbemerkt bei Ihnen aus- und eingehen — ich gehe zum Herrn Lingard oder komme von ihm her, Niemand kann etwas dagegen einwenden.«

»Ohne meine Antwort abzuwarten, empfahl er sich höflich und ging fort.

»Ich erwartete die Stunde, wo ich Gratien sprechen sollte, ebenso ungeduldig, wie ich vormals ein Stelldichein mit Henri erwartete; es war freilich immer noch Henri, den ich erwartete.

»Bald nach zwölf Uhr Mittags war ich zu Hause. Um halb Eins wurde leise an meine Thür geklopft.

»Hat er geantwortet?« fragte ich Gratien, indem ich ihm die Thür öffnete.

»Lesen Sie,« sagte er und reichte mir einen Brief; »Sie werden sehen, ob er Sie noch liebt.«

»Ich nahm den Brief und eilte ans Fenster, um ungestört zu lesen.

»Während ich las, hörte ich Black ein paarmal leise knurren; ich gebot ihm Schweigen, aber zum ersten Male hörte er nicht.

»Ja, der Brief war zu meinem Unglück so, wie mir ihn Gratien versprochen hatte. Henri liebte mich noch, er liebte nur mich, er war unglücklich und bedauerte, daß er nicht die Kraft gehabt, die Heirath abzubrechen.

Als ich Henri's Brief zweimal gelesen hatte, wollte ich ihn dem jungen Offizier zurückgeben.

»Behalten Sie ihn nur,« sagte er; »dieser Brief ist ja im Grunde nicht an mich, sondern an Sie adressirt; was sollte ich damit machen?«

»Ich küßte den Brief und steckte ihn in den Busen.

»Gratien sah wohl, daß er nun ein Mittel hatte, seinen Besuch zu verlängern: von Henri zu sprechen.

»So verstrich eine Stunde. Gratien empfahl sich, denn es war um zwei Uhr Parade.

»Ich war im Begriff ihn zu fragen: Wann werde ich Sie wiedersehen? Zum Glück bezwang ich mich.

»Als Gratien fort war, verriegelte ich meine Thür, als ob ich eine Störung fürchtete; aber außer einer Cameradin kam Niemand zu mir.

»Als ich allein war, setzte ich mich ans Fenster und fing wieder an den Brief zu lesen. Black legte den Kopf auf meinen Schooß und sah mich mit seinen klugen Augen an. Sie können leicht denken, daß mich der Brief den ganzen Tag beschäftigte.

»Am folgenden Tage sah ich Gratien nicht wieder. Abends hörte ich zehn, eilf, zwölf schlagen, ohne zu Bett zu gehen. Ich wartete; ich konnte nicht glauben, daß ich den

ganzen Abend nicht von Henri sprechen würde. Ich nahm den Brief wieder zur Hand, las ihn noch einmal und schlief endlich ein.

»Auch der zweite Tag verging, ohne daß ich Gratien wiedersah. Ich hoffte, er werde mich Abends vor dem Hause erwarten; aber er war nicht da.

»Ich begab mich in mein Zimmer und zündete mein Licht an. Während ich Henri's Brief zum hundertsten Male las, hörte ich Black knurren — ich ahnte die Nähe Gratiens.

»Gleich darauf wurde an die Thür geklopft.

»Herein!« rief ich mit einer Aufregung, die Gratien unmöglich entgehen konnte.

»Wie kommt es,« sagte ich, meiner ersten Aufregung folgend, »daß ich Sie gestern nicht gesehen habe?

»Ich wagte es nicht,« erwiederte Gratien; »Sie äußerten über meine Besuche Besorgnisse, die ich zu würdigen weiß, obgleich ich sie übertrieben finde. Ich wollte Ihnen beweisen, daß ich Ihr treuergebener Freund seyn kann, ohne indiscret zu seyn.«

»Ich schlug die Augen nieder, denn ich fühlte wohl, daß Niemand meine Gefühle verstehen und würdigen konnte; aber während ich die Augen niederschlug, bot ich ihm mit stummer Geberde einen Platz an meiner Seite.

»Der Abend verging, wie der vorgestrige, sehr schnell, es war ja nur von Henri die Rede. Es schlug zwölf, und ich glaubte, Gratien sey erst einige Minuten da.

»Ich ging hinunter, um die Hausthür aufzumachen, denn Gratien pflegte sonst nicht so spät von Herrn Lingard fortzugehen, und am andern Morgen konnte eine an die Dienstleute gerichtete Frage Alles entdecken. Ich hatte, wie es in

der Provinz üblich, den Hausschlüssel, und konnte Gratien unbemerkt hinauslassen.

»Ich komme jetzt an einen drei Monate langen Abschnitt meines Lebens. Ich muß Gratien die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er während des ersten Monats nur von seinem Bruder sprach; im zweiten Monate wagte er einige Worte über sich selbst. Ich weiß wohl, daß ich ihm hätte verbieten sollen, sich selbst ins Spiel zu bringen; aber ich stand ja allein in der Welt, ich hatte keinen Freund, den ich um Beistand oder Rath hätte bitten können; ich hatte nichts vor meinen Cameradinnen voraus; die dunkle Erinnerung an eine glückliche Kindheit schwand immer mehr; ich wußte, wie weh ungetheilte Liebe thut, und ich bedauerte Gratien, daß er mich liebte; ihm gegenüber fühlte ich mich ganz sicher, und überdies war ja Black ein sicherer, unbestechlicher Wächter, der weder zu Hause noch auf der Promenade einen Augenblick von meiner Seite ging. Bald hatte ich ihn zu einem kleinen Kunstgriff abgerichtet, der Gratiens Pläne vereitelte; aber eines Abends verließ uns der Hund.«

Der Chevalier de la Graverie schauderte, denn er ahnte die Folgen, die der Raub des Hundes für das arme Mädchen gehabt haben mußte. Er faßte ihre Hand und zog sie an seine Lippen.

»Erzählen Sie weiter,« sagte er bewegt; denn Therese sah ihn verwundert an.

»Eines Abends also,« fuhr sie fort, »verließ mich mein Hund. Gratien schien meinen Schmerz zu theilen; er suchte, wie er wenigstens sagte, ich suchte ebenfalls so eifrig, daß Demoiselle Francotte über mein langes Ausbleiben unzufrieden wurde; aber ich wollte mich lieber der Gefahr aussetzen,

sie zu erzürnen, und meinen armen Black wiederfinden; es war mir, als ob ich meinen Wächter verloren hätte und als ob mir, so lange als ich ihn nicht wiedergefunden, ein Unglück bevorstände.

»Eines Abends gegen sechs Uhr erhielt ich einen Brief von unbekannter Hand; er war »Frau Constant« unterzeichnet und lautete folgendermaßen:

»Mademoiselle Therese.

»Man sagt, Sie hätten einen Hund verloren, der Ihnen sehr werth ist: einen schwarzen Jagdhund mit einem weißen Fleck vor der Brust. Mein Mann hat vor beinahe acht Tagen einen Hund gefunden, dessen Abzeichen genau zutreffen. Wollen Sie sich diesen Abend überzeugen, daß dieser Hund wirklich der Ihrige ist; in diesem Falle würden wir ihn, wenn auch ungern, seiner rechtmäßigen Eigenthümerin zurückgeben.

»Ich habe die Ehre &c.

Frau Constant.

Badstraße Nr. 17, im 2. Stock.«

»Ich sprang auf, ohne eine Erklärung zu geben, nahm Shawl und Hut und ging fort.

»In wenigen Minuten war ich in dem bezeichneten Hause. Ich zog die Thürglocke, eine alte Frau öffnete.

»Madame Constant?« fragte ich.

»Sind Sie Mademoiselle Therese?«

»Ja.«

»Sie kommen wegen eines Hundes?«

»Ja.«

»Gehen Sie in dieses Zimmer, ich will Madame rufen.«

»Kaum hatte ich fünf Minuten gewartet, so ging die

Thür auf; ich sah mich um — »Henri!« rief ich und sank dem Eintretenden in die Arme.

»Am andern Morgen war ich noch in seinen Armen, aber ich weinte, ich war untröstlich.

»Gratien, der wohl wußte, daß ich mit treuer Liebe an seinem Bruder hing; Gratien, den ich immer nur in Uniform gesehen hatte, hatte die Kleider seines Bruders angezogen, dieselben, die Henri bei unserer letzten Zusammenkunft getragen hatte.

»Sein Anblick hatte mir meine Kraft geraubt, nur meine Liebe war geblieben.

»Die Aehnlichkeit zwischen den Zwillingen war so groß, daß ich getäuscht worden war; erst am andern Morgen gestand mir Gratien Alles.«

»O der Elende!« sagte der Chevalier de la Graverie entrüstet.

»Er hatte mich nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf den Rath seines Freundes Louville getäuscht.«

»Ich kenne ihn,« sagte der Chevalier. »Erzähle weiter, liebes Kind.«

XII.

Wo der Chevalier de la Graverie einen Entschluß faßt.

Therese fuhr in ihrer Erzählung fort. Das Ende der Geschichte war einfach und traurig; wir wollen es dem Leser mit wenigen Worten erzählen.

Gratien, der aus freien Stücken eines so sträflichen Betruges unfähig, war von Louville dazu überredet worden.

Das Regiment hatte bald darauf Befehl erhalten, die Garnison zu wechseln. Louville hatte seinem Freunde Gratien eingeredet, es sey für ihn eine Ehrensache, Chartres nicht zu verlassen, ohne Theresens Geliebter gewesen zu seyn. Die beiden jungen Leute hatten nun gemeinschaftlich die Falle gestellt, in welcher das arme Mädchen gefangen worden war.

Therese war vierundzwanzig Stunden in einem an Wahnsinn grenzenden Gemüthszustande gewesen. Als sie wieder zur Besinnung kam, stand die Alte, welche ihr die Thür geöffnet, vor ihrem Bette. Sie sagte ihr, daß sie in dieser auf ein Jahr gemietheten Wohnung bleiben könne; alle Meubeln gehörten ihr.

Sie hatte ihr außerdem einen Brief von Gratien und eine Summe Geldes zu übergeben.

Therese verstand anfangs nicht, was man zu ihr sagte. Nach und nach aber ward sie einer ruhigen Ueberlegung fähig und sie erkannte ihre Lage.

Abends vorher war das Regiment abmarschirt und Gratien war fort — sie war verlassen, und für die geraubte Ehre bot man ihr eine Wohnung, Möbeln und Geld.

Sie war außer sich vor Schmerz und Beschämung; sie kleidete sich rasch an, wies der Frau das Geld und den Brief zurück und verließ eilends das Haus.

Aber was sollte sie anfangen? Sie wußte es selbst nicht. In das Magazin zurückkehren konnte sie nicht; womit hätte sie ihre Abwesenheit entschuldigen, wie ihre Rückkehr, ihren Schmerz erklären sollen?

Sie hatte dreißig bis vierzig Francs bei sich; dies war ihr ganzes Vermögen. Sie dachte wohl an den Tod, aber es

fehlte ihr jetzt der Muth, den sie bei dem ersten Selbstmordversuche gehabt hatte.

Sie wankte, einer Ohnmacht nahe, durch die Straßen der Stadt. Viele Vorübergehende fragten sie: »Was fehlt Ihnen, mein Kind?«

»Nichts!« antwortete Therese und setzte ihren Weg fort. In dieser Antwort lag ein so tiefer Schmerz, daß man sie mit einer gewissen Ehrerbietung weiter gehen ließ. — Der wahre Schmerz hat immer etwas Ehrfurchtgebietendes.

So wankte sie fort, ohne zu wissen wohin.

Sie kam in die Vorstadt. Ihre Thränen brachen unaufhaltsam hervor, und sie suchte einen einsamen Ort, um ungestört weinen zu können.

Sie befand sich vor einer Thür; sie trat in einen schmalen dunklen Gang.

Wie lange sie dort blieb und weinte, hätte sie nicht sagen können. Sie hatte sich auf die unterste Stufe einer Treppe gesetzt.

Sie wurde durch einen leisen Schlag auf die Schulter aus ihrer Betäubuug geweckt. Eine alte Frau, die im Hause wohnte, hatte im Zwielichte eine menschliche Gestalt gesehen

Therese blickte auf, ohne ihre Thränen zu trocknen. Dieser ungeheuchelte Schmerz rührte die alte Frau. Sie fragte theilnehmend, was sie wünsche und ob sie ihr einen Dienst erweisen könne.

Therese antwortete mit einer halben Lüge; sie sagte, sie sey eine Weißnäherin und suche, von ihrer Principalin entlassen, eine Wohnung.

Diese Erzählung war keineswegs unwahrscheinlich; nur

ein so großer Schmerz um ein so kleines Mißgeschick hätte auffallend scheinen können.

»Können Sie denn gut arbeiten?« fragte die alte Frau.

Therese zeigte ihr, ohne zu antworten, ein von ihr selbst gesticktes Halstuch. — Es war ein Meisterstück.

»Gut,« sagte die Alte, »wenn man so arbeiten kann, muß man nicht verzagen.«

Therese antwortete nicht.

»Sie suchen also eine Wohnung?« fragte die Alte weiter.

Therese nickte.

»Es ist gerade eine ganz eingerichtete und billige Wohnung im Hause zu haben; es ist freilich nichts Schönes, aber für achtzehn Francs monatlich kann man keinen Palast verlangen; man muß nur den ersten halben Monat mit neun Francs vorausbezahlen.«

Therese nahm zwei Fünffrancsstücks aus der Tasche.

»Bezahlen Sie,« sagte sie.

»Aber Sie wissen ja nicht, ob Ihnen die Wohnung gefallen wird —«

»Sie wird mir gefallen,« antwortete Therese.

»Dann kommen Sie mit mir.«

Die Alte ging zuerst hinauf. Therese folgte ihr. Die Alte ging in den zweiten Stock zu der Hauseigenthümerin.

Der Handel wurde schnell abgeschlossen, denn die einzige Frage, welche an die Miether gerichtet wurde, war: »Können Sie vorausbezahlen?« Wer die Frage bejahen konnte, war willkommen.

Zehn Minuten nachher wohnte Therese in der Dachstube, wo sie der Chevalier de la Graverie fand.

Noch denselben Tag ließ sie durch die alte Frau die nothwendigen Erfordernisse zum Sticken kaufen. Ihr noch übriges Geld reichte für die Bedürfnisse einer Woche hin.

Den dritten Tag verkaufte die gute Alte einen von Therese gestickten Kragen sammt Manchetten und brachte ihr zehn Francs. Therese gab ihr zwei für ihre Mühe.

Sie hatte berechnet, daß sie mit fünfundzwanzig Sous täglich leben, dagegen drei Francs verdienen konnte; sie hatte daher nicht Ursache, für ihren Lebensunterhalt besorgt zu seyn.

Im ersten Monate ersparte sie fünfzig Francs. Aber die Alte führte seit einigen Tagen gar sonderbare Reden; sie meinte, ein hübsches Mädchen könne leicht reich werden, es sey eine Thorheit sich mit Sticken die Augen zu verderben und kümmerlich in einem Dachstübchen zu leben; dann klagte sie, daß sie für die Stickerein keinen Absatz mehr finde, die Arbeit werde nur mit der Hälfte des frühern Preises bezahlt.

Therese hörte alle diese Reden ziemlich gleichgiltig an; sie konnte ja selbst mit der Hälfte des Arbeitslohnes ihr Leben fristen.

Eines Abends endlich erklärte sich die Alte deutlicher, sie sprach von einem jungen Manne, der Therese gesehen und ihr seine Anträge mache.

Therese schaute von ihrer Arbeit auf und erwiederte mit Abscheu und Entrüstung:

»Ich verstehe Sie. Gehen Sie und lassen Sie sich nicht wieder vor mir blicken.«

Die Alte wollte sich entschuldigen; aber Therese, die in ihrem Dachstübchen eben so stolz war wie eine Prinzessin in

ihrem Palast, wies ihr noch einmal die Thür und zwar mit so gebieterischem Tone, daß sich die Alte beschämt entfernte.

Therese mußte nun ihre Arbeiten selbst in den Weißwaarenhandlungen ausbieten. Sie wurde als die erste Arbeiterin aus dem Magazin der Demoiselle Francotte erkannt und man machte ihr recht vortheilhafte Anträge, aber Therese mochte sich nicht in einem Magazin zur Schau ausstellen.

Ueberdies konnte sie sich über ihren Zustand nicht länger täuschen, sie sehnte sich vor allem nach Einsamkeit.

So lebte sie bis zu der Zeit, wo die Cholera in Chartres ausbrach. Die arme Therese wurde Krankenwärterin in der schwer heimgesuchten Vorstadt.

Eines Morgens, als sie aufstand, um eine kranke Nachbarin zu pflegen, schwanden ihr selbst plötzlich die Kräfte. Der schwarze Engel hatte sie mit seinem Flügel berührt.

Wir haben gesehen, in welchem Zustande sie der Chevalier fand.

Dies war die Geschichte Theresens. Seit fünf Monaten hatte sie Gratien nicht gesehen und nichts von ihm gehört.

Von dem Ringe, den sie am Finger trug, wußte sie nur, daß man ihr dringend empfohlen hatte, ihn sorgfältig aufzubewahren, als ein Zeichen, an welchem sie vielleicht ihre Familie wieder erkennen könne.

Ende des zweiten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.